www.bbaw.de/jahresmagazin

Jahres MAGAZIN 2018

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

THEMEN

Präsidentengalerie
Die Junge Akademie
Theodor Mommsen

PROJEKTE

Der Bibelübersetzer
Systemische Risiken
Zimmermann-Edition

PERSONEN

Lena Maier-Hein
Klaus-Robert Müller
Dörte Schmidt

berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRESMAGAZIN 2018

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Installation der Künstlerin Lisa Schmitz, die während des „Salons Sophie Charlotte 2017" im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt gezeigt wurde.

Foto: BBAW, Judith Affolter

EDITORIAL

Foto: BBAW, Judith Affolter

Liebe Leserinnen und Leser,

für die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ist die Kommunikation mit Ihnen ein wichtiges Anliegen. Unsere Interaktion mit der Öffentlichkeit geschieht auf vielen Veranstaltungen, zu denen wir im Laufe eines Jahres einladen, aber auch mit Publikationen wie dem „Jahresmagazin". Das Titelfoto vom „Salon Sophie Charlotte" vermittelt Ihnen diesen lebhaften Austausch und die Begeisterung für die Wissenschaft sehr eindrücklich.

Gesellschaft und Politik haben in den vergangenen 300 Jahren umgekehrt auch die Wissenschaft an der Berliner Akademie beeinflusst. Dies wird z. B. deutlich, wenn man sich die Geschichte der Leitung unserer Institution vergegenwärtigt. Wir berichten hier über die Erarbeitung unserer neuen Präsidentengalerie, und dabei zeigt Jürgen Kocka auf, wie sehr die Akademieleitung durch die jeweilige Zeit geprägt wurde. Mit brennenden Fragen der heutigen Zeit beschäftigt sich unsere von Julian Nida-Rümelin geleitete interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Internationale Gerechtigkeit und institutionelle Verantwortung". Darüber lesen Sie in dem Artikel „Zwischen moralischem Ideal und politischer Wirklichkeit" von Detlef von Daniels. Einen sehr interessanten Ansatz verfolgt unsere gemeinsam mit dem Institute for Advanced Sustainability Studies in Potsdam durchgeführte Initiative „Systemische Risiken als Prototypen dynamischer Strukturbildung". Klaus Lucas und Ortwin Renn schreiben über einen Methoden- und Modelltransfer von den Naturwissenschaften auf sozioökonomische Systeme.

2017 haben wir Theodor Mommsen anlässlich seines 200. Geburtstages gewürdigt. Mit dessen Vision einer altertumswissenschaftlichen Großforschung beschäftigt sich der Beitrag von Christoph Markschies. Auch 2018 ist ein Jahr der Jubiläen: So wirft Harald Bluhm zum 200. Geburtstag von Karl Marx auf diesen einen Blick anhand der an der Akademie erstellten historisch-kritischen „Marx-Engels-Gesamtausgabe". Unter dem Titel „Vom Handwerk des Komponisten" stellt Dörte Schmidt die Edition der Werke von Bernd Alois Zimmermann vor, dessen 100. Geburtstag sich jährt.

Um die Junge Akademie und aktuelle Positionen zur Wissenschaftspolitik geht es in einem Interview, das Ute Tintemann mit Jule Specht geführt hat. Unser Jahresthema „Sprache" widmet sich der Vielfalt und Komplexität von Kommunikation. Es wird Ihnen von Constanze Fröhlich präsentiert. Oft ist Kommunikation von Übersetzungen abhängig. Martin Schubert informiert Sie über unser gemeinsam mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durchgeführtes Projekt „Der Österreichische Bibelübersetzer".

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr

Martin Grötschel

8 PORTRAITS UND KURZBIOGRAFIEN
Die neue Präsidentengalerie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Von Vera Enke und Martin Grötschel

12 GEPRÄGT DURCH DIE ZEIT
Die Berliner Akademie und ihre Leitung in drei Jahrhunderten
Von Jürgen Kocka

17 EIN FORUM UND FREIRAUM
Über die Junge Akademie
Ute Tintemann im Gespräch mit Jule Specht

26 FRAGEN AN KLAUS-ROBERT MÜLLER
Ein neues Akademiemitglied stellt sich vor

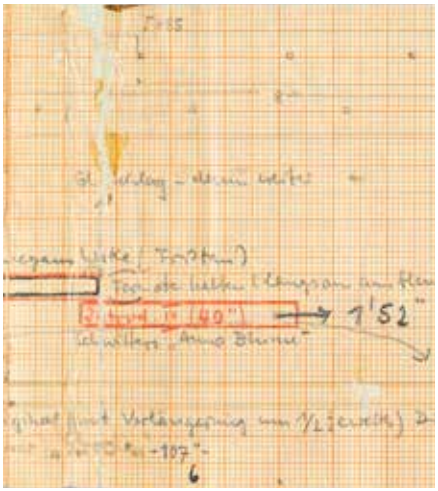
28 GEGEN DISZIPLINÄRE VEREINZELUNG
Das Erbe Theodor Mommsens in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Von Christoph Markschies

34 SYSTEMISCHE RISIKEN ALS DYNAMISCHE STRUKTUREN
Eine Initiative der BBAW und des IASS Potsdam widmet sich der Betrachtung sozioökonomischer Systeme mit Methoden und Modellen der Naturwissenschaften
Von Klaus Lucas und Ortwin Renn

41 DER „ÖSTERREICHISCHE BIBELÜBERSETZER" – DEUTSCHER BIBELTEXT IM 14. JAHRHUNDERT
Ein interakademisches Projekt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Von Martin Schubert

47 DER BLICK IN DEN SPIEGEL DER SPRACHE
Das Jahresthema 2017|18 der Akademie
Von Constanze Fröhlich

52 LENA MAIER-HEIN AUSGEZEICHNET MIT DEM PREIS DER AKADEMIE
Eine Preisträgerin im Porträt
Von Bernd Dörken



INHALT

54 DER MARX DER MEGA
Zum 200. Geburtstag: ein Blick auf Karl Marx mit der historisch-kritischen Gesamtausgabe
Von Harald Bluhm

60 FRAGEN AN DÖRTE SCHMIDT
Ein neues Akademiemitglied stellt sich vor

62 ZWISCHEN MORALISCHEM IDEAL UND POLITISCHER WIRKLICHKEIT
Ein Werkstattbericht der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Internationale Gerechtigkeit und institutionelle Verantwortung"
Von Detlef von Daniels

68 VOM HANDWERK DES KOMPONISTEN ZUM HANDWERK DER EDITOREN
Die „Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe" und die Zukunft der Musikedition
Von Dörte Schmidt

76 PORTRÄT EINES KRITISCHEN GEISTES
Der junge Wissenschaftler Friedrich von Raumer 1817 in Rom
Von Christiane Claus

78 COLLEGIUM PRO ACADEMIA

80 HERMANN UND ELISE GEBORENE HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG

81 VERANSTALTUNGSZENTRUM

84 IMPRESSUM

PORTRAITS UND KURZBIOGRAFIEN

DIE NEUE PRÄSIDENTENGALERIE DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Von Vera Enke und Martin Grötschel

Eine Akademie – wie die unsere – mit einer über 300jährigen Tradition in einem Land mit vielfältigen politischen Veränderungen kann keine einfache Geschichte haben. Man könnte glauben, dass es zumindest einfach sei, eine Liste aller Akademiepräsidenten aufzustellen. Aber dem ist nicht so, denn die im Sommer 2015 am Aufzugsausgang des 3. Obergeschosses des Akademiegebäudes eingerichtete Galerie der Portraits der Akademiepräsidenten wurde schon bald nach ihrer Eröffnung von Besuchern kritisch hinterfragt.

Die Anfragen an die Akademieleitung und das Archiv bezogen sich vor allem auf die Vollständigkeit der Galerie bzw. die Kriterien, aufgrund derer Personen keine Aufnahme fanden. Einige Personen fanden in der Galerie lediglich deswegen keine Berücksichtigung, weil weder im Archiv noch an anderer Stelle Bildmaterial vorhanden war. Anfragen zu den Hintergründen für das Fehlen eines Präsidenten aus der Zeit des Nationalsozialismus sowie drei Präsidenten aus der DDR-Zeit führten dann schließlich dazu, das Galeriekonzept, das ursprünglich als „Ehrengalerie“ gedacht war, zu überarbeiten.

Der vorliegende Beitrag erläutert das Zustandekommen der neuen Präsidentengalerie, die die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften zum Einsteintag 2017 präsentiert.

Im Oktober 2015 wurde eine Arbeitsgruppe „Präsidentengalerie“ gebildet, in die ausgewiesene Expertinnen und Experten der Akademiegeschichte und insbesondere Kenner der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts berufen wurden. Dieser Arbeitsgruppe haben die Akademiemitglieder Mitchell Ash, Heinz Bielka, Manfred Bierwisch, Ute Frevert, Martin Grötschel, Jürgen Kocka, Friedhelm Neidhardt, Joachim Sauer, Richard Schröder, die Leiterin des Akademiearchivs Vera Enke und der Historiker Jens Thiel angehört. Sie nahm im Januar 2016 ihre

Foto: UB der HU zu Berlin, Portraitsammlung: Paul Erman (nach Franz Krüger)

Paul Erman

Foto: Archiv der BBAW, Porträtgrafik Nr. 420

Johann Franz Encke

Arbeit auf und hat in fünf Sitzungen die anstehenden Probleme erörtert. Zwischen den Sitzungen erfolgte ein intensiver Austausch neuer Rechercheergebnisse bzw. Erkenntnisse, die sich vor allem auf die Kurzbiografien einzelner Präsidenten bezogen. In ihrer ersten Sitzung sprachen sich die Mitglieder der Arbeitsgruppe einhellig für eine vollständige Dokumentation aller Personen aus, die seit 1700 ein Präsidentenamt bzw. ein dazu äquivalentes Amt ausgeübt haben.

Damit wurde u. a. der Tatsache Rechnung getragen, dass die Akademie zwischen 1759 und 1938 nicht von einem Präsidenten, sondern von den Direktoren der Klassen der Akademie und ab 1812 von den Klassensekretaren, darunter Wissenschaftler mit weltweitem Renommee, geleitet wurde. Die in diesem Zeitraum mehrfach leicht modifizierten Regelungen zur Leitung der Akademie führten dazu, dass es zu jedem Zeitpunkt im „Durchschnitt" jeweils vier Direktoren oder Sekretare gab. Während die Direktoren in ihrer Amtszeit die Akademie als kollegiales Gremium leiteten, wechselten sich die Sekretare ab 1812 rollierend in der Funktion des Vorsitzenden Sekretars ab. Jeder Vorsitzende Sekretar fungierte als Akademiepräsident, allerdings ohne diesen Titel zu erhalten,

für drei oder vier Monate, um dann, nachdem die übrigen diese Aufgabe übernommen hatten, das Präsidentenamt erneut auszuüben.

Zugunsten der Übersichtlichkeit entschied die Arbeitsgruppe, auf eine Angabe der Bezeichnungen der Klassen, der die Personen vorstanden, zu verzichten, da diese sich mehrfach geändert hatten, und gleichfalls eine Informationsreduktion bei den Zeitdaten vorzunehmen. Die folgenden Beispiele verdeutlichen die Gründe dafür: So waren z. B. Paul Erman 1810 Sekretar der Physikalischen Klasse und von 1830 bis 1841 Sekretar der Physikalisch-mathematischen Klasse und Johann Franz Encke 1825 Sekretar der Mathematischen Klasse und von 1830 bis 1863 Sekretar der Physikalisch-mathematischen Klasse. Ihre Amtszeiten wurden – ohne Angabe der Klassen – verkürzt zu den Zeitbereichen 1810–1841 bzw. 1825–1863. In ihren außerordentlich langen Amtszeiten als Sekretare haben Erman und Encke die Akademie mehrfach geleitet. Kompliziert war u. a. auch die Situation von Leonhard Euler, der von 1744 bis 1766 als Direktor der Mathematischen Klasse vorstand, aber – aufgrund des krankheitsbedingten Aufenthalts von Maupertuis in Frankreich – mit Billigung von Friedrich II. bereits ab 1753, d. h. schon vor dem Tod des Präsidenten Maupertuis im Jahre 1759, die Leitung der Akademie übernahm.

Eine vollständige Dokumentation aller Personen, die seit 1700 ein Präsidentenamt bzw. ein dazu äquivalentes Amt ausgeübt haben.

Die Arbeitsgruppe beschloss ferner, auch den Präsidenten der von 1987 bis 1990 existierenden Akademie der Wissenschaften zu Berlin (West) in die Galerie aufzunehmen.

Als unbedingt notwendig erachtete es die Arbeitsgruppe, die Präsidentengalerie nicht allein durch Portraits wirken zu lassen, sondern diese mit zusätzlichen Informationen zu versehen. Eine die Galerie ergänzende Tafel zur Berliner Akademie und ihrer Leitung in drei Jahrhunderten beleuchtet einige wichtige Aspekte der Präsidentenhistorie – unter besonderer Berücksichtigung der jeweiligen politischen Situation – in einem kurzen Überblick. Der von Jürgen Kocka verfasste und mit der Arbeitsgruppe abgestimmte Text ist auch in diesem Jahresmagazin zu finden.

Dem vielfach geäußerten Wunsch, ein größeres Bildformat zu verwenden und die Bildunterschriften informativer und besser lesbar zu gestalten, konnte Rechnung getragen werden. Die jetzt gewählte einheitliche Portraitgröße ist ein Kompromiss. Einige der Vorlagen waren qualitativ so schlecht, dass eine weitere Vergrößerung selbst mit modernsten Bildverarbeitungsverfahren nicht möglich war.

Das Bildmaterial umfasst Grafikportraits, Fotos von Gemälden, Portraitfotos sowie einen Scherenschnitt. Die Bearbeitung dieser Portraits übernahm Tilo Lange aus dem IT-Bereich der Akademie. Trotz intensiver Bemühungen des Akademiearchivs fehlt bei vier Personen (David Fassmann, Johann Bernhard Merian, Jean de Castillon, Friedrich von Castillon) eine bildliche Darstellung, so dass die jeweiligen Bilderrahmen anstelle des Portraits zunächst nur ein graues Feld aufweisen.

Es wurde entschieden, die Bildunterschriften dreizeilig wie folgt zu gestalten: Unter dem Namen der Person erscheinen die Lebensdaten in Jahren, darunter die Funktionsbezeichnung, mit Angabe des ersten und letzten Jahres, in dem die Person diese Funktion ausgeübt hat.

Die Vergrößerung des Bildformats führte dazu, dass ein neuer Ort für die Präsentation der Präsidentengalerie

gefunden werden musste. Sie ist nun im 3. Obergeschoss der Akademie im Flur zu sehen, der zum Präsidialbereich führt.

Das weitaus schwierigste Thema, das die Arbeitsgruppe zu behandeln hatte, war die Abfassung der Kurzbiografien und deren nutzerfreundliche Verfügbarmachung. Die zugehörigen Fragen standen im Mittelpunkt der Beratungen der Arbeitsgruppe.

Die Galerie umfasst 63 Personen. Bei 47 Personen wurde es als ausreichend erachtet, die in der Datenbank „Mitglieder der Vorgängerakademien" enthaltenen Kurzbiografien zu überarbeiten, d. h. fehlerhafte Angaben zu korrigieren und die Texte – sofern möglich – zu ergänzen. Diese sehr zeitaufwändigen Recherchearbeiten übernahm das Akademiearchiv.

Die zu den vier BBAW-Präsidenten sowie dem Präsidenten der Westberliner Akademie der Wissenschaften fehlenden Kurzbiografien erarbeitete das Präsidialbüro.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe waren sich einig, dass zum Gründer und ersten Präsidenten der Akademie, Gottfried Wilhelm Leibniz, zu den Sekretaren aus der Zeit des Nationalsozialismus, Max Planck, Ernst Heymann, und zum Präsidenten Theodor Vahlen sowie zu den Präsidenten aus der DDR-Zeit, Johannes Stroux, Walter Friedrich, Max Volmer, Werner Hartke, Hermann Klare, Werner Scheler und Horst Klinkmann, etwas ausführlichere Kurzbiografien erforderlich sind, die aber keine umfangreichen Dokumentationen oder Würdigungen der z. T. sehr komplizierten und durchaus unterschiedlich interpretierbaren Aspekte der Lebensläufe sein sollten. Diese Kurzbiografien wurden von Mitgliedern der Arbeitsgruppe erarbeitet und in mehreren Sitzungen intensiv diskutiert, so dass bei allen Texten Konsens erzielt werden konnte.

Die zunächst erwogene Auslegung der Kurzbiografien in gedruckter Form als Einzelblätter oder in gebundener Form im Bereich der Galerie wurde nach ausführlicher Diskussion schlussendlich verworfen und eine moderne elektronische Bereitstellung gewählt. Die nun vorliegenden 63 Kurzbiografien der Präsidenten der Akademie sind über einen QR-Code, der am jeweiligen Bilderrahmen

Das weitaus schwierigste Thema war die Abfassung der Kurzbiografien und deren nutzerfreundliche Verfügbarmachung.

angebracht ist, abrufbar und somit auch außerhalb der Akademie verfügbar. So wird darüber hinaus die Nachbereitung eines Besuchs der Galerie ermöglicht. Als Anordnungsprinzip wurde das Jahr der Übernahme des Präsidentenamtes bzw. einer dazu äquivalenten Funktion gewählt. Zugang zu der Internet-Präsentation der Präsidentengalerie erhält man über die URL: http://praesidenten.bbaw.de.

Dr. Vera Enke *leitet das Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel *ist Mathematiker und Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

GEPRÄGT DURCH DIE ZEIT

DIE BERLINER AKADEMIE UND IHRE LEITUNG IN DREI JAHRHUNDERTEN

„Letzte Friedrichssitzung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften im Alten Hause Unter den Linden am 29. Januar 1903“ von Wilhelm Pape 1912/13, Reproduktion aus dem Jahre 1925

Die Berliner Akademie der Wissenschaften hieß seit:

11.07.1700
Kurfürstlich Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften

18.01.1701
Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften

24.01.1744
Königliche Akademie der Wissenschaften
vereinigt mit der 1743 gegründeten Société Littéraire

Von Jürgen Kocka

Die Berliner Akademie ist seit mehr als drei Jahrhunderten ein Ort der wissenschaftlichen Forschung, ein Zentrum der Kommunikation von Gelehrten, Wissenschaftlern und Intellektuellen über Fächergrenzen hinweg sowie eine Stelle der Vermittlung zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. Sie war immer ein Kind ihrer Zeit und wandelte sich mit ihr. Das bildete sich in ihrer Leitungsstruktur ab wie auch in den Männern, die ihr vorstanden und die in einer Ausstellung im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt dokumentiert werden.

Gegründet wurde sie 1700 vom brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. – ab 1701 König Friedrich I. in Preußen – als Kurfürstlich Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften, unter dem maßgeblichen Einfluss des Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, der als ihr erster Präsident bis 1716 amtierte. In vier Abteilungen förderte sie die Naturwissenschaften und die Mathematik, aber auch Sprache, Literatur und Geschichte. Zu ihren Aufgaben gehörten der Betrieb einer Sternwarte, medizinisch-chemische Forschungen und die Pflege von Sammlungen. Sie bemühte sich um Gelehrsamkeit und Nützlichkeit zugleich. Das band sie eng an die Politik der preußischen Könige und ihrer Beamten. Besonders der philosophisch und wissenschaftlich interessierte König Friedrich II. – der Große – griff regelmäßig in die inneren Verhältnisse der Akademie ein und gestaltete sie nach französischem Vorbild um. Die Funktion des Präsidenten nahmen unter anderen der Oberzeremonienmeister am Hofe, Jakob Paul Freiherr von Gundling (1718–1731), und der königliche Hofnarr David Fassmann (1731) wahr, aber immer wieder auch große europäische Gelehrte wie die Mathematiker Pierre-Louis Moreau de Maupertuis (1746–1759) und Leonhard Euler (1753–1766). Nicht immer hatte die Akademie einen Präsidenten. Zeitweise wurde sie von vier auf Lebenszeit gewählten Direktoren und 1786–1795 vom Kurator Ewald Friedrich Graf von Hertzberg in enger Verbindung zum königlichen Hof geleitet. Von den Obrigkeiten gegängelt, trug die Akademie gleichwohl dazu bei, dass Berlin zu einem Hauptort der europäischen Aufklärung wurde.

Besonders der philosophisch und wissenschaftlich interessierte König Friedrich II. – der Große – griff regelmäßig in die inneren Verhältnisse der Akademie ein.

Im 19. Jahrhundert geriet die Akademie, die seit 1812 Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften hieß, in den Schatten der 1810 neu gegründeten Berliner Universität. An sie trat die Akademie ihre Forschungseinrichtungen ab, mit ihr entwickelte sie aber auch eine neue, fruchtbare Symbiose. Die meisten der bis 1881 maximal 50, bis 1914 maximal 70 Ordentlichen Akademiemitglieder waren zugleich Professoren der Universität. Die Akademie wurde primär zu einer Gelehrtengesellschaft, doch betrieb sie auch bahnbrechende langfristige Forschungsprojekte vor allem in den Geisteswissenschaften, die teilweise heute noch bestehen: zum Beispiel die Sammlung und Edition griechischer Inschriften seit 1815 und das Wörterbuch der ägyptischen Sprache seit 1897. Sie organisierte die wissenschaftlichen Disziplinen seit 1830 in zwei gleich starken Klassen, der Philosophisch-historischen und der Physikalisch-mathematischen.

Foto: Archiv der BBAW

10.05.1746
Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres

24.01.1812
Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin
gebräuchlich bereits seit der Wende zum 19. Jahrhundert

28.11.1918
Preußische Akademie der Wissenschaften

Bild: Archiv der BBAW

Auflistung der Teilnehmer der Friedrichssitzung am 29. Januar 1903

Deren Sprecher (Sekretare) – für jede Klasse zwei – leiteten von nun an bis 1938 die Akademie, wobei sie sich im Vorsitz und in der Geschäftsführung abwechselten. Einflussreiche Vorsitzende Sekretare waren beispielsweise Friedrich Schleiermacher (1815–1834), Johann Franz Encke (1825–1863), August Böckh (1834–1861), Emil du Bois-Reymond (1867–1895), Theodor Mommsen (1874–1895), Hermann Diels (1895–1920), Gustav Roethe (1911–1926), Max Planck (1912–1938) und Ernst Heymann (1926–1938).

Im Kaiserreich (1871–1918) war die Berliner Akademie eine zentrale Institution, die die Wissenschaften gegenüber Staat und Gesellschaft repräsentierte. Umgekehrt schmückte sich Preußen als „Kulturstaat" gern mit seiner

20.12.1945
Akademie der Wissenschaften zu Berlin

01.07.1946
Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin

07.10.1972
Akademie der Wissenschaften der DDR

Bild: Archiv der BBAW, Stephan Föske

„Das alte Akademiegebäude Unter den Linden“ von Grete Waldau, vor 1906

Akademie. Die ausgeprägte Nähe von Akademie und Staat lockerte sich in der Weimarer Republik (1919–1933), in der die Akademie gegenüber Universitäten und anderen Wissenschaftseinrichtungen an Bedeutung verlor. Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945) zielte auf politische Gleichschaltung der wissenschaftlichen Einrichtungen. Die Akademie sicherte sich verbleibende Spielräume für ihre wissenschaftliche Alltagsarbeit, indem sie sich in zentralen wissenschaftspolitischen Fragen dem Regime anpasste. Dazu gehörte der Ausschluss ihrer „nicht-arischen“ Mitglieder und Mitarbeiter. Nicht nur ihre wissenschaftliche, sondern auch ihre moralische Substanz nahm dadurch Schaden. 1938 führte die nationalsozialistische Regierung in der Akademie das Führerprinzip ein.

23.03.1987–31.12.1990

Akademie der Wissenschaften
zu Berlin (West)

01.08.1992

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften)

Bis zu seinem Rücktritt 1943 leitete, von staatlicher Seite eingesetzt, der Mathematiker Theodor Vahlen die Akademie. Er konnte Entscheidungen allein treffen.

1938 führte die nationalsozialistische Regierung in der Akademie das Führerprinzip ein.

1946 wurde die im Ostteil der Stadt residierende Akademie mit Unterstützung der sowjetischen Besatzungsmacht als Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wieder eröffnet. Die DDR (1949–1990) baute sie, seit 1972 unter dem Namen Akademie der Wissenschaften der DDR, zu einer umfassenden Forschungsorganisation aus, die zwar weiterhin als Gelehrtengesellschaft fungierte, aber gleichzeitig zahlreiche wissenschaftliche Institute beherbergte und leitete. 1989 zählte sie 155 Ordentliche Mitglieder und 59 wissenschaftliche Einrichtungen mit circa 24.000 Mitarbeitern. Zunehmend wurde sie durch Staat und Staatspartei dirigiert, den Grundsätzen marxistisch-leninistischer Ideologie angepasst und personell entsprechend zusammengesetzt – bis hin zum Ausschluss politisch unliebsam gewordener Mitglieder wie Ernst Bloch 1961 und Robert Havemann 1966. Die nunmehr von den Mitgliedern gewählten Präsidenten, wie die klassischen Philologen Johannes Stroux (1945–1951) und Werner Hartke (1958–1968) oder der Mediziner Werner Scheler (1978–1990), steuerten einen Kurs, der grundsätzliche Anpassung an die politischen Vorgaben der SED-Diktatur mit der Förderung wissenschaftlicher Arbeit im Alltag der Akademie verband. Ausmaß und Wirkung der politischen Gängelung variierten stark zwischen den Disziplinen. Nach der deutschen Wiedervereinigung wurde die DDR-Akademie aufgelöst, ihr letzter Präsident war der Mediziner Horst Klinkmann (1990–1992).

1987 war im Westteil der Stadt die Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegründet worden, die unter ihrem Präsidenten, dem Ökonomen Horst Albach, das alternative Modell einer Arbeitsakademie ohne Klassen praktizierte und sich bis zu ihrer Auflösung durch den Berliner Senat 1990 der Erforschung dringender Gegenwartsprobleme mit Öffentlichkeitsbezug widmete.

In der DDR-Akademie variierten Ausmaß und Wirkung der politischen Gängelung stark zwischen den Disziplinen.

1992/93 konstituierte sich die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) mit fünf Klassen und maximal 200 Ordentlichen Mitgliedern neu. Sie nahm ältere Traditionen ebenso auf wie auch solche der Westberliner Neugründung von 1987. Sie versteht sich als Arbeitsakademie, die interdisziplinäre Forschung betreibt, die meist geisteswissenschaftlichen Langzeitvorhaben betreut und sich der Gesellschafts- und Politikberatung widmet. Als Akademiepräsidenten wählten die Mitglieder 1993 den Zoologen Hubert Markl, 1995 den Rechtswissenschaftler Dieter Simon, 2005 den Physiologen Günter Stock und 2015 den Mathematiker Martin Grötschel.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Jürgen Kocka *ist Professor (i. R.) für die Geschichte der industriellen Welt an der Freien Universität Berlin und Forschungsprofessor (em.) Historische Sozialwissenschaft am WZB. Er ist Gründungsmitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

Alle Fotos: BBAW, Bettina Volke

EIN FORUM UND FREIRAUM

ÜBER DIE JUNGE AKADEMIE

Ute Tintemann im Gespräch mit Jule Specht

Ute Tintemann: Frau Specht, Sie sind seit Juni 2017 Sprecherin der Jungen Akademie. Wofür steht der Name Junge Akademie?

Jule Specht: Die Junge Akademie ist ein Zusammenschluss von 50 jungen Menschen, die in der Wissenschaft oder Kunst tätig sind und von anderen Personen als exzellent bewertet wurden. Deshalb wurden sie in die Junge Akademie aufgenommen. Die Junge Akademie wird von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina getragen.

Ute Tintemann: Wozu braucht man eine Junge Akademie? Warum wurde sie gegründet?

Jule Specht: Das Ziel der Jungen Akademie ist, jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Künstlerinnen und Künstlern, die manchmal in der gesellschaftlichen aber auch wissenschaftlichen Debatte noch nicht ausreichend gehört werden, ein Forum zu geben und

Freiraum, um sich Themen zu widmen, denen man im Wissenschaftsalltag manchmal zu wenig Bedeutung beimisst. Es ist eine institutionalisierte Plattform, in der sich junge Menschen austauschen, vernetzen und verschiedene Projekte durchführen können.

Ute Tintemann: Seit wann gibt es die Junge Akademie?

Jule Specht: Die Junge Akademie gibt es seit dem Jahr 2000. Sie wurde auf Betreiben unserer beiden Trägerakademien, der BBAW und der Leopoldina, begründet. Sie ist die älteste Junge Akademie und hat so viel Begeisterung auf sich gezogen, dass es mittlerweile auch in anderen Ländern Junge Akademien mit vergleichbaren Formaten gibt. In Deutschland sind ebenfalls noch mehrere Plattformen entstanden, die sich ähnlich wie die Junge Akademie verstehen.

»Wir haben nicht den Auftrag nützlich zu sein. Wir haben einfach Zeit und Gelegenheit, um uns auszutauschen und Projekte zusammen zu machen.«

Jule Specht

Ute Tintemann: Wie kann man Mitglied der Jungen Akademie werden? Kann man sich bewerben?

Jule Specht: Es gibt zwei unterschiedliche Verfahrensweisen, die davon abhängen, ob wir oder unsere Trägerakademien die neuen Mitglieder auswählen. Unsere 50 Mitglieder sind jeweils für fünf Jahre in der Jungen Akademie. Das heißt, es werden jedes Jahr zehn neue Mitglieder aufgenommen und zehn Mitglieder, deren fünf Jahre vorüber sind, scheiden gleichzeitig aus. In jedem zweiten Jahr wählt eine aus unseren Mitgliedern gebildete Zuwahlkommission die zehn neuen aus. Bei diesem Verfahren kann man sich selbst bewerben und muss unter anderem in einem Motivationsschreiben darlegen, wie und warum man sich in der Jungen Akademie engagieren möchte. Wie das Verfahren genau abläuft, entscheidet immer die Zuwahlkommission – und dadurch, dass die Zusammensetzung unserer Mitglieder sehr schnell wechselt, kann es durchaus sein, dass sich in kurzer Zeit auch das Verfahren ändert. In den Jahren dazwischen wählen unsere Trägerakademien aus. Diese haben ihr eigenes Auswahlverfahren, an dem wir nicht mitwirken.

Jule Specht (links) und Ute Tintemann

Ute Tintemann: Welche Möglichkeiten bietet die Junge Akademie ihren Mitgliedern?

Jule Specht: Es gibt drei Kernbereiche der Jungen Akademie: Der erste ist der interdisziplinäre Austausch. Viele wichtige Fragestellungen, die uns interessieren, können

nicht einseitig aus einer fachlichen Perspektive heraus beantwortet werden. Es gibt auch Fragen, auf die man erst kommt, wenn man weiß, wie andere Fächer über ein bestimmtes Themengebiet denken. Ein zweiter Kernbereich ist das Engagement an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Wie können wir Wissenschaft so in die Gesellschaft und wie können wir gesellschaftliche Impulse so zurück in die Wissenschaft bringen, dass es einen lebendigen Austausch gibt und die Bedürfnisse und Sichtweisen unterschiedlicher Akteure berücksichtigt werden? Der dritte Bereich, der jetzt innerhalb der Jungen Akademie immer stärker an Bedeutung gewinnt, ist die wissenschaftspolitische Komponente. Da wir alle zu Beginn unserer Mitgliedschaft typischerweise

»Mit welchen Problemen ist der wissenschaftliche Nachwuchs zurzeit vor allem konfrontiert?«

Ute Tintemann

noch keine unbefristete Perspektive in der Wissenschaft haben und in vielen Fällen erst im Laufe dieser fünf Jahre auf eine unbefristete Stelle berufen werden, haben wir mit den ganzen Problemen und Hürden zu kämpfen, vor die das Wissenschaftssystem derzeit junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stellt. Dieses Dilemma geht uns alle an, obwohl wir aus sehr unterschiedlichen Disziplinen stammen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen oder an Universitäten im In- oder Ausland arbeiten. Wie können wir das Wissenschaftssystem so optimieren, dass die besten Ideen diskutiert werden und gute Leute in der Wissenschaft bleiben? Auf der Wissenschaftspolitik liegt bei uns gerade eine große Aufmerksamkeit. In unserer Arbeitsgruppe „Wissenschaftspolitik" sind derzeit 39 der 50 Mitglieder aktiv. Diese Arbeitsgruppe beschäftigte sich zunächst vor allem mit der Exzellenzinitiative und ihren Folgen, ist mittlerweile thematisch aber deutlich breiter aufgestellt.

Ute Tintemann: Besonders die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses wird von der AG kritisch gesehen.

Mit welchen Problemen ist der wissenschaftliche Nachwuchs zurzeit vor allem konfrontiert?

Jule Specht: In der Arbeitsgruppe „Wissenschaftspolitik" sind wir 39 Mitglieder mit ebenso vielen unterschiedlichen Meinungen. Wir sind kein Verein und keine Partei, die aufgrund gemeinsamer hochschulpolitischer Ansichten in die Junge Akademie aufgenommen wurden, sondern wegen unserer wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen. Aber Sie haben natürlich völlig recht, gerade bei diesem Thema können wir besonders gut mitreden, weil wir die Probleme hautnah miterleben. Wir haben uns zum Beispiel mit der Juniorprofessur beschäftigt und dazu

eine Studie veröffentlicht, in der wir untersucht haben, wie die Juniorprofessur in unterschiedlichen Ländern und an unterschiedlichen Universitäten ausgestaltet wird und welche Forderungen man anknüpfen müsste, um sie zu einer allgemein empfehlenswerten Stellenkategorie werden zu lassen. Im letzten Jahr haben einige Mitglieder der Arbeitsgruppe ein Papier zur Bundesprofessur publiziert. Die ganz vielen drittmittelfinanzierten Projekte pumpen extrem viel Geld ins Wissenschaftssystem. Das ist einerseits gut, an einigen Universitäten macht das ungefähr die Hälfte der Ressourcen aus, führt aber gleichzeitig dazu, dass viele junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine befristete, aus Drittmitteln finanzierte Stelle haben, ohne dass gleichzeitig die Anzahl der Professuren ansteigt. Die Bundesprofessur ist eine Idee, die wir in der Arbeitsgruppe entwickelt haben: Sie nutzt Drittmittel, um eine langfristige Stellenkategorie zu schaffen, die aus Bundesmitteln dauerhaft finanziert wird – eine Bundesprofessur, die man flexibel an unterschiedliche Universitäten Deutschlands mitnehmen kann.

Ute Tintemann: Und glauben Sie, dass sich diese Idee durchsetzen wird? Es wird ja demnächst etliche vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanzierte Tenure-Track-Professuren geben. Würden Sie das als Reaktion des BMBF auf Ihren Vorschlag sehen, oder ist das etwas, das sich parallel und unabhängig davon entwickelt hat?

Jule Specht: Als die Juniorprofessur von der damaligen Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn eingeführt wurde, hatte sie schon die Vision, die Juniorprofessur solle einen Tenure Track haben, also eine Perspektive auf eine Stelle auf Lebenszeit. Das war damals noch nicht durchsetzbar. Jetzt Tenure-Track-Professuren zu schaffen, ist meiner Meinung nach der einzig logische Schritt, um die Idee der Juniorprofessur zu vervollständigen. Unser Papier zur Bundesprofessur haben wir zufällig am gleichen Tag veröffentlicht, an dem auch die Information zum Nachwuchspakt herauskam. Das kann also keine Reaktion darauf sein. Unser Vorschlag wurde aber sehr interessiert aufgenommen, und wir haben Rückmeldungen erhalten und Gespräche dazu unter anderem mit Personen aus der

Politik und aus Hochschulpräsidien geführt. Dass unsere Ideen weitergedacht und weiterdiskutiert werden, ist eigentlich das Beste, was so einem Papier passieren kann.

Ute Tintemann: Sie haben es schon angesprochen: Die finanzielle Förderung der Wissenschaft muss in den nächsten Jahren neu gestaltet werden, wenn bis 2020 beispielsweise der Hochschulpakt und der Pakt für Forschung und Innovation auslaufen. Wie würde sich Ihre Arbeitsgruppe vorstellen, wie das Geld insgesamt neu verteilt werden soll? Hat Ihre Gruppe schon Ideen dazu?

Jule Specht: Wir bieten eher dort Impulse an, wo wir glauben, dass es sich lohnt Diskussionen anzustoßen. Bei den großen Pakten scheint parteiübergreifend relativ viel klar zu sein, und niemand scheint diese ernsthaft maßgeblich umwälzen oder streichen zu wollen, sondern es geht eigentlich darum, welche Anpassungen man vornehmen sollte, damit Nebeneffekte, die beobachtet wurden, nicht mehr auftreten. Wir haben jetzt gerade das Papier „Departments statt Lehrstühle" veröffentlicht, an dem einige Mitglieder der Jungen Akademie gearbeitet haben. Dabei haben wir die Ideen aus einem früheren Papier der Jungen Akademie aufgegriffen, nämlich dass es nicht hauptsächlich an Geld mangelt, sondern dass die Strukturen veraltet sind.

Ute Tintemann: Also die Lehrstuhlstruktur?

Jule Specht: Genau, die Personalstruktur an deutschen Universitäten ist nicht mehr zeitgemäß. Meiner Meinung nach sollten wir wegkommen von den Lehrstühlen mit einer kleinen Anzahl an Professuren, die einer großen Menge an Personen gegenüber weisungsbefugt ist. Stattdessen verstehe ich unter einer modernen Personalstruktur, dass die zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel eingesetzt werden, um mehr Professuren zu schaffen und dafür den Mittelbau zu reduzieren oder sogar ganz abzuschaffen. Als ich nach meiner Aufnahme in die Junge Akademie von dieser Idee gelesen habe, fand ich das sehr inspirierend. Wir haben uns in dem aktuellen Papier vorgenommen, diese Idee weiter zu denken und zu konkretisieren und damit die wissenschaftspolitische Diskussion anzustoßen.

Ute Tintemann: Das ist wirklich eine sehr spannende Idee, weil sie an den Grundfesten des Hochschulsystems rüttelt.

Jule Specht: Es ist sicherlich etwas, das sich nicht von heute auf morgen ändern lässt, weil es einige potenzielle Nebeneffekte gibt, die es zu berücksichtigen gilt. Das kann nur funktionieren, wenn wir viel mit unterschiedlichen Akteuren im Wissenschaftssystem reden und überlegen, welche Vorteile das bringt und welche Befürchtungen es gibt. Wir können so also Impulse setzen und eine Debatte anstoßen, was in diesem Fall auch sehr gut geklappt hat. Ich habe das Gefühl, dass sowohl in der Politik als auch in den diversen Statusgruppen an den Hochschulen eine breite Offenheit besteht, sich mit neuen Ideen und Impulsen auseinanderzusetzen und sich an Diskussionen dazu zu beteiligen.

»Die Bundesprofessur ist eine Idee, die wir in der Arbeitsgruppe entwickelt haben: Sie nutzt Drittmittel, um eine langfristige Stellenkategorie zu schaffen.«

Jule Specht

Ute Tintemann: Über die AG „Wissenschaftspolitik" hinaus gibt es noch weitere Arbeitsgruppen. Mit welchen Themen befassen sich die Mitglieder der Jungen Akademie zurzeit?

Jule Specht: Wir haben zum Beispiel eine Projekt, das sich mit dem Thema Wissenschaftsfreiheit beschäftigt. Die Idee ist, Filme von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aufzunehmen, in denen diese ihre Perspektive auf das Thema „Freiräume in der Wissenschaft" darlegen. Außerdem haben wir eine Arbeitsgruppe „Big Data". Da beschäftigen sich Mitglieder aus unterschiedlichen Disziplinen mit der Frage, wie wir große Datensätze sinnvoll nutzen können. Manche arbeiten mit Facebook-Daten und haben Millionen an Datenpunkten, andere mit historischen Daten freuen sich vielleicht, wenn sie einen Datensatz mit zehn Elementen als Datenquelle einsetzen können. Da stellt sich die Frage, ob man überhaupt noch von „Big Data" sprechen kann.

Ute Tintemann: In der BBAW haben wir in diesem Jahr eine Veranstaltung zum autonomen Fahren gemacht. „Künstliche Intelligenz, rechtliche und ethische Verantwortung" ist ein Thema, das uns in den nächsten Jahren weiterhin beschäftigen wird. Ist das auch ein Thema für die Junge Akademie?

Jule Specht: Wir übernehmen als Junge Akademie nicht ein Thema, sondern häufig ist es so, dass einzelne Mitglieder der Jungen Akademie entsendet werden in Arbeitsgruppen unterschiedlicher Akademien, die thematisch passen. Das ist ein inspirierender Austausch, weil wir sehr davon profitieren, uns mit Personen in diesen Kleingruppen austauschen zu können, mit denen wir uns sonst vielleicht nicht treffen würden. Andererseits hören wir auch, dass es für die Akademien ebenfalls bereichernd ist, mit jüngeren Leuten zusammenzuarbeiten. Solche Formen der Kooperation gibt es relativ viele. Sie werden von allen Beteiligten, glaube ich, sehr geschätzt.

Ute Tintemann: Was empfinden Sie persönlich als besonders gewinnbringend daran, Mitglied der Jungen Akademie zu sein? Was ist für Sie der Reiz?

Jule Specht: Durch unsere regelmäßigen Treffen bilden sich enge Freundschaften und ein gutes Netzwerk. Es gibt dreimal im Jahr ein Plenum, auf dem wir uns über aktuelle Themen austauschen. Dieses Netzwerk würde so nie entstehen, wenn wir nicht alle in die Junge Akademie aufgenommen worden wären. Denn sonst ist man häufig nur in seiner Fakultät und Disziplin tätig und erfährt gar nicht, was die anderen Fächer machen. Auch aus diesem freundschaftlichen Miteinander entstehen tolle Projekte, auf die man nie gekommen wäre, wenn man nur aus seiner Perspektive darauf geschaut hätte. Hilfreich ist auch: Wir haben nicht den Auftrag nützlich zu sein. Wir haben einfach Zeit und Gelegenheit, um uns auszutauschen und Projekte zusammen zu machen.

Ute Tintemann: Also ist der wissenschaftliche Austausch ein Gewinn, weil neue Themen generiert oder neue Aspekte in die eigenen Themen eingebracht werden. Gibt es auch einen Gewinn für das wissenschaftliche Fortkommen?

»Wir bieten eher dort Impulse an, wo wir glauben, dass es sich lohnt Diskussionen anzustoßen.«

Jule Specht

Jule Specht: Ich persönlich könnte nicht sagen, dass in der Jungen Akademie ein Papier entstanden wäre, das mir direkt genützt hätte, um die Professur zu bekommen, die ich jetzt habe. Das sind Aktivitäten, die nebenher laufen und die die Freude fördern, mit der ich angefangen habe, Wissenschaftlerin zu sein. Wir publizieren, wir machen Ausstellungen, Konferenzen, Podiumsdiskussionen, wir führen viele Gespräche. Wir machen das, was wir für wissenschaftlich oder gesellschaftlich sinnvoll halten. Der Nutzen steht überhaupt nicht im Fokus; manchmal bleibt er aus und es war dennoch genauso wertvoll.

Ute Tintemann: Dass die Mitgliedschaft in der Jungen Akademie die Karriere nicht befördert, hätte ich nicht erwartet. Ich hätte gedacht, sie sei ein weiteres Plus bei Bewerbungen, weil es doch eine Auszeichnung ist, Mitglied der Jungen Akademie zu sein.

Jule Specht: Es ist schwierig zu sagen, wo wir nach fünf Jahren stehen würden, wenn wir in dieser Zeit nicht in die Junge Akademie aufgenommen worden wären. Als ich Mitglied der Zuwahlkommission war, hatten wir eine Vielzahl von exzellenten Bewerberinnen und Bewerbern und konnten nur einen Bruchteil der Besten aufnehmen. Viele der damals nicht Aufgenommenen werden trotzdem ihren Weg gehen und eine erfolgreiche Karriere machen. Aber unsere interdisziplinären Fragestellungen, mit denen wir an die Öffentlichkeit gehen, sind etwas ganz anderes als das, wonach wir in der Wissenschaft bewertet werden. Wenn ich beispielsweise an einer Podiumsdiskussion mit Bundestagsabgeordneten beteiligt bin und mit ihnen über Wissenschaftspolitik spreche, ist das für mich persönlich und hoffentlich auch für die anderen Beteiligten sehr gewinnbringend, aber es interessiert niemanden in einer Berufungskommission. Ich verbringe sehr viel Zeit des Tages mit Dingen, die die Junge Akademie betreffen. Würde ich in dieser ganzen Zeit Fachartikel schreiben, würde mir das vermutlich für bestimmte Karriereoptionen in der Wissenschaft deutlich mehr bringen. Es ist also schwierig, das richtig abzuwägen. Aber wir sind immer bestrebt, diejenigen aufzunehmen, die nicht in erster Linie ein kleines Plus in ihrem Lebenslauf

interessiert, sondern die sich engagieren wollen, selbst wenn es für ihren wissenschaftlichen Lebenslauf keine unmittelbare Konsequenz hat oder vielmehr dazu führt, dass man weniger Papers in seinem Fach publiziert. Dafür konzipiert man beispielsweise gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen eine Ausstellung.

Ute Tintemann: Also würden Sie sagen, es erweitert auf jeden Fall den Horizont?

»Meiner Meinung nach sollten wir wegkommen von den Lehrstühlen mit einer kleinen Anzahl an Professuren, die einer großen Menge an Personen gegenüber weisungsbefugt ist.«

Jule Specht

Jule Specht: Ja, es erweitert den Horizont sehr. Und wenn man mit Leuten gemeinsam etwas Konstruktives schafft, mit denen man ohnehin in keinerlei Konkurrenz steht, weil sie sich auf andere Stellen bewerben als man selbst, dann lockert das einige vielleicht noch mal zusätzlich auf, sodass es sehr motivierend ist und damit auch Elan für die alltägliche Arbeit gibt.

Ute Tintemann: Die Mitglieder der BBAW schätzen die Arbeit in unseren interdisziplinären Arbeitsgruppen auch so sehr, weil es ihnen die Möglichkeit gibt, unabhängig von Fächergrenzen, Disziplinen, Verpflichtungen gegenüber der eigenen Institution frei zu diskutieren. Aus dieser freien Diskussion entstehen wirklich gute Papiere. Welche Aufgaben hat das Präsidium und was ist Ihre Rolle als Sprecherin?

Jule Specht: Die Junge Akademie wählt aus ihren eigenen Reihen ein Präsidium von drei bis fünf Mitgliedern. Diese sind beispielsweise dafür zuständig, zum Plenum einzuladen und dort die unterschiedlichen Projekte zu besprechen und den Bedürfnissen der Mitglieder Gehör zu verschaffen. Das Präsidium ist auch für die Planung der Finanzen zuständig. Wir haben mittlerweile einen Jahresetat von 1 Million Euro. Das Präsidium versucht, Impulse zu setzen oder Fragen aufzugreifen, die uns aufgefallen sind und von denen wir denken, dass wir diese einmal diskutieren sollten, beispielsweise über unsere Rolle in der Wissenschaftspolitik, die gerade so groß ist, dass auch immer mehr Erwartungen an uns gestellt werden. Wir besprechen natürlich auch interne Themen wie „Sind wir familienfreundlich oder wie könnten wir noch familienfreundlicher sein?".

Ute Tintemann: Haben Sie sich als Sprecherin Ziele gesetzt, die Sie innerhalb der Jungen Akademie erreichen wollen, oder geht das nicht, weil Sie alle gemeinsam entscheiden?

Jule Specht: Wir entscheiden gemeinsam, aber natürlich möchte ich Impulse setzen oder Diskussionen innerhalb der Jungen Akademie anstoßen und habe eine Vorstellung davon, wie die Junge Akademie ihr volles Potenzial entfalten kann.

Ute Tintemann: Bei der Vermittlung Ihrer Ergebnisse setzen Sie auf Publikationen und Veranstaltungen. Wer ist Ihr Publikum und wie versuchen Sie das zu erreichen? Experimentieren Sie auch mit neuen Formen der Vermittlung?

Jule Specht: Wir haben viel Publikum aus den anderen Akademien, Publikum mit akademischen Bezug, das

sich der Jungen Akademie nahe fühlt. Wir haben darüber hinaus zu vielen jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Kontakt, die hören möchten, was wir uns überlegt haben, und die daran anknüpfen und weiterdiskutieren. Und es kommen Multiplikatoren, die bei der Presse arbeiten oder in der Politik tätig sind, und die dann hören, was wir machen – und wer weiß, wo die Idee dann landet. Wir haben die klassischen Formate wie Podiumsdiskussionen, machen aber ebenso künstlerische Veranstaltungen. In einem Projekt wurde ein ganzes Dorf zu einem Kunstprojekt gemacht. Kürzlich waren – in Kooperation mit der Schwankhalle Bremen – jeweils für ein bis vier Wochen eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler und eine Künstlerin oder ein Künstler in ein leerstehendes Haus eingezogen, das zum Uniklinikum gehört. Dort wurden, zusammen mit den Menschen vor Ort und den Besucherinnen und Besuchern, gemeinsame Projekte durchgeführt. In unser neues Papier zur Departmentstruktur haben wir Kommentare von externen Personen aus Wissenschaft und Politik aufgenommen, um so den öffentlichen Diskurs anzustoßen: Wir hatten auch schon einen Blog zum Thema „Familie und Wissenschaft". Also, wir experimentieren durchaus mit unterschiedlichen Formaten.

Ute Tintemann: Wir machen unsere Veranstaltungen im Gegensatz zur Jungen Akademie überwiegend in diesem schönen Haus am Gendarmenmarkt. Wenn Sie an die Orte gehen, wo Ihre Mitglieder sind, wie wird die Junge Akademie dort wahrgenommen?

Jule Specht: Das ist schwer zu beantworten. Viele Veranstaltungen finden in Berlin statt, einige davon auch in der BBAW selbst. Junge Leute kennen uns häufig durch unsere Publikationen und Veranstaltungen. Und in der Politik werden wir immer mehr als einer der Player in der Wissenschaft wahrgenommen. So gibt es 17 Jahre nach der Gründung – um zu Ihrer Eingangsfrage zurückzukehren – inzwischen sehr viele Aspekte, für die der Name Junge Akademie steht.

Ute Tintemann: Vielen Dank für das Gespräch.

Prof. Dr. Jule Specht *ist Professorin für Persönlichkeitspsychologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie ist Sprecherin der Jungen Akademie.*

Dr. Ute Tintemann *leitet das Referat Interdisziplinäre Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

Foto: Technische Universität Berlin

Prof. Dr. Klaus-Robert Müller *ist seit 2017 Ordentliches Mitglied der Technikwissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Er ist Physiker und Informatiker. Auf dem Fachgebiet des Maschinellen Lernens gehört er zu den weltweiten Spitzenforschern. Er ist im besonderen Maße interdisziplinär engagiert. Seit 2006 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Maschinelles Lernen an der Technischen Universität Berlin.*

FRAGEN AN

KLAUS-ROBERT MÜLLER

Wie haben Sie die Informatik für sich entdeckt?
Schon zu Schulzeiten in der Mittelstufe an einem der ersten IBM-kompatiblen PCs der damaligen Zeit.

Ideen kommen bei mir, wenn ich entspannt bin, nie unter großem Stress.

Was sind Schwerpunkte Ihrer Forschung und woran arbeiten Sie aktuell?
Ich arbeite an den theoretischen und praktischen Grundlagen des maschinellen Lernens. Besonders relevant erscheint mir die Schaffung erklärbarer nichtlinearer Lernalgorithmen. Für mich ist die Anwendung meines Feldes „Maschinelles Lernen" in den Wissenschaften am spannendsten: Forschen an der Schnittstelle zwischen Hirn und Computer (Brain Computer Interface), aktuell auch besonders in der Quantenchemie sowie in der Analyse morphologischer und molekularer Daten aus der Krebsforschung.

Welche ist Ihre wichtigste Veröffentlichung?
Was ist Wichtigkeit bei einer Veröffentlichung? Das entscheiden immer die Kollegen weltweit, weniger man selbst. Es gibt Veröffentlichungen, die ich gerne mag, die andere aber nicht im selben Maße schätzen. Manchmal trifft man einen Jackpot wie bei unserer Arbeit über Kern-PCA.

Wie kommt man als Informatiker auf neue Ideen?
Am liebsten in der Sonne, beim Kaffee trinken oder/und in der Mittagspause mit Kollegen beim Spazierengehen. Ideen kommen bei mir, wenn ich entspannt bin, nie unter großem Stress, ich kann sie sicherlich nicht erzwingen.

Wo sehen Sie neue Herausforderungen und Impulse in der Informatik der nächsten Jahre?
Die Informatik wird sich wie jede Disziplin besonders der interdisziplinären Forschung stellen müssen. An den Grenzen zwischen den Wissenschaften blühen viele mögliche Erkenntnisse, wenn man sich darauf einlassen möchte. Die Herausforderung wird sein, insbesondere junge Wissenschaftler in dieser risikoreichen Richtung zu bestärken und zu unterstützen.

Was muss gute Wissenschaft leisten können?
Idealerweise könnte gute Wissenschaft unsere Welt ein kleines bisschen verbessern.

Das BBAW-Jahresthema 2017|18 ist der Sprache gewidmet. Welche Rolle spielt Sprache für Sie als Wissenschaftler?
Die Sprache des Maschinellen Lernens ist sehr abstrakt: Formeln und Algorithmen. Dies ist sehr schwer allgemein verständlich zu vermitteln, aber manchmal gelingt es doch – mit Sprache, Bildern und Intuition.

An den Grenzen zwischen den Wissenschaften blühen viele mögliche Erkenntnisse.

Was geben Sie jungen Menschen, die sich für Informatik interessieren, mit auf den Weg?
Seien Sie neugierig, mutig und offen für neue Entwicklungen, besonders zwischen Informatik und anderen Disziplinen!

GEGEN DISZIPLINÄRE VEREINZELUNG

DAS ERBE THEODOR MOMMSENS IN DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Foto: bpk/Nationalgalerie, SMB/Andres Kilger

Von Christoph Markschies

Was seit dem Tage der Wahl von Theodor Mommsen als Ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in dieser Gelehrtengesellschaft dank des neuen Mitgliedes geschah, ist – nicht zuletzt durch die Arbeit des Berner Althistorikers Stefan Rebenich – bestens bekannt und kann etwas pointiert so formuliert werden: Eine barocke Gelehrtengesellschaft wandelte sich im Industriezeitalter zu einer Holdingstruktur für eine staatsfinanzierte arbeitsteilige Großforschung. Schon im Wahlvorschlag vom 10. Dezember 1857, den der Archäologe Eduard Gerhard und der Ägyptologe Richard Lepsius zeichnen, wird das lateinische Inschriftencorpus an erster Stelle erwähnt: „Ein bereits so lange

Mommsen organisierte eine beeindruckende Anzahl arbeitsteiliger Großprojekte altertumswissenschaftlicher Grundlagenforschung und gattungsorientierter Quellensammlung.

und so erfolgreich vorbereitetes Unternehmen mit voller Zuversicht und Berechtigung hier ausführen zu können, bedarf es der Stellung eines ordentlichen Mitglieds der Akademie". Mommsen komme „wegen seiner bekannten und glänzenden literarischen Leistungen ohnehin" eine solche Stellung zu. Der so charakterisierte Gelehrte erfüllte weit mehr als diese auf ein einzelnes Projekt gerichteten Erwartungen, die sich mit seiner Wahl verbunden hatten: Er organisierte bekanntlich eine beeindruckende Anzahl solcher arbeitsteiligen Großprojekte altertumswissenschaftlicher Grundlagenforschung und gattungsorientierter Quellensammlung. Diese seine Interessen machte der damals rund vierzigjährige, der bereits drei Bände der glänzend geschriebenen „Römischen

Geschichte“ vorgelegt hatte, mit seinen ersten Worten im Haus der Akademie Unter den Linden sofort deutlich: Nachdem Mommsens Versetzung nach Berlin sicher war, wurde der 1853 bereits zum korrespondierenden Mitglied ballotierte Altertumswissenschaftler am 27. April 1858 zum Ordentlichen Mitglied gewählt und hielt am 8. Juli seine akademische Antrittsrede. Der frisch Gewählte sagte gleich zu Beginn, dass er seinen Platz in der Akademie „dem großen wissenschaftlichen Unternehmen“ verdanke, „wovon sie einen wichtigen Teil in meine Hand zu legen für gut befunden haben“, dem großen Projekt eines lateinischen Inschriftencorpus nach dem Vorbild der Ausgabe der griechischen Inschriften. Dann wurde er allerdings sehr viel grundsätzlicher: Mommsen

Es brauche neben der Universität einen Ort „für die Vereinigung der überhaupt vereinbaren Interessen“.

beschrieb zunächst die traditionelle „gewisse Arbeitszersplitterung“ in der „klassischen Altertumsforschung“, die er auf den akademischen Unterricht zurückführte, am Beispiel der Epigraphik: Antike Inschriften wurden lange mit ganz bestimmten Zwecken zum Thema in der Rechtsgeschichte gemacht oder auch als Gegenstand der Literaturgeschichte behandelt, aber nicht mit einem auf die Quellengattung bezogenen Gesamtinteresse erforscht. Er setzte gegen solche Zersplitterung freilich nicht nur das nämliche Projekt der lateinischen Inschriften, sondern Stichworte für ein Programm, das man damals „Großwissenschaft“ nannte und heute als „Big Science“ zu bezeichnen pflegt: Organisation der Wissenschaft, Abschreiben, Vergleichen, Untersuchen mit einem Gesamtplan, methodisch unternommene Gesamtarbeit und effizienter Einsatz der Mittel. Mindestens ebenso wichtig war ihm die Tatsache, dass sich für ein solches Großprojekt viele verschiedene – damals noch nur – Männer im In- und Ausland verbinden und es sich nicht um ein privates, sondern um ein akademisches Unternehmen handelt, internationale Netzwerke also, ganz unberührt vom längst aufgekommenen Nationalismus, der das Jahrhundert anderswo prägte.

In solcher Großwissenschaft sah Theodor Mommsen eine wesentliche Aufgabe einer Akademie der Wissenschaften, deren Sinn auch damals umstritten war. 1874 hat er anlässlich seiner Festrede auf den Leibniztag der Akademie vom 2. Juli des Jahres unumwunden angesprochen, dass man damals bereits oft sagte, „dass die gelehrten Gesellschaften abwärts gehen“. Mommsen hielt sich nicht lange mit dieser zeitgenössischen Kritik an den Akademien als einer barocken Form wissenschaftlicher Vereinigung auf, der er einzelne Richtigkeiten zubilligt, ohne sie doch richtig zu nennen: Wer unter „dem schweren Kampf um das Berliner Dasein“ zu leiden habe, werde nicht gleich die ganze Linde umhauen, auch wenn einzelne Äste dürre stehen sollten. Gewiss sei die Akademie nicht mehr der bevorzugte Ort für „allseitige Diskussion neuer wissenschaftlicher Gedanken“ und die perniziöse Spezialisierung einzelner Disziplinen habe neue institutionelle Orte der Produktion und Diskussion von Wissen geschaffen. Mommsen ruft dagegen aber Leibniz, dessen Begabung und Interessen sich nicht auf einzelne Disziplinen beschränkte, sondern selbst die beiden Großbereiche von Natur- und Geisteswissenschaft weitgehend umfasste, dazu theoretische Wissenschaften wie praktische Künste, zum Zeugen an: Es brauche neben der Universität einen Ort „für die Vereinigung der überhaupt vereinbaren Interessen“. Aber das Ziel solcher Assoziation sei keineswegs allein das bloße wissenschaftliche Gespräch barocker Gelehrtengesellschaften und die Publikation wissenschaftlicher Abhandlungen, sondern eben auch die gemeinsame Aktion auf dem Feld der Großwissenschaft. Theoria cum praxi sozusagen, Kontemplation mit Aktion verbunden, obwohl diese Stichworte

Foto: Kvikk - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0v

nur angedeutet sind. Anlässlich seiner Rede zum Leibniztag am 30. Juni 1887 sagte Mommsen noch deutlicher, dass man mit der planmäßigen Sammlung der Archive der Vergangenheit eigentlich doch nur auf den Spuren der großen Gründergestalt der Preußischen Akademie wandeln würde: „Diese unsere Wirksamkeit ist im echt Leibnizschen Sinne; wir gehen nur den Weg, den er uns geistig gewiesen, wozu er in seinem Sammelwerke über die deutsche Geschichte selber die Bahn gebrochen hat". Zugleich ließ er keinen Zweifel daran, dass eine deutliche Erhöhung des Etats der Akademie durch den preußischen Staat – nämlich seine heute fast unvorstellbare Verdreifachung seit der Reichsgründung – eine wichtige Voraussetzung für den Aufschwung solcher Großwissenschaft an der Akademie war. Mommsen sprach aber am Leibniztag 1874 noch einmal deutlicher als in seiner Antrittsrede 1858 vom Gesetz der Arbeitsteilung als weiterer notwendiger Voraussetzung von „Big Science": Neben dem berechtigten gelehrten Eigensinn und der akademischen Freiheit, auch verstockt im Verkehrten verharren zu dürfen, sei solche Arbeitsteilung für die Wissenschaft notwendig. Sonst drohe „wie der Wurmfraß an der Wissenschaft haftende Kraftverschwendung". Die Akademie sei der rechte Ort, solche Großprojekte von „Big Science" zu organisieren. Dabei überrascht bei Mommsen das präzise Maß an Funktionsdifferenzierung: In einer Akademie solchen Typs seien „neben den eigentlich Sachverständigen" „Männer von allgemeinem gelehrten Interesse und Geschäftskunde" notwendig, also Personen, die man heute eher als Wissenschaftsmanager denn als Fachgelehrte bezeichnen würde. Stefan Rebenich hat in seinen verschiedenen Veröffentlichungen sorgsam

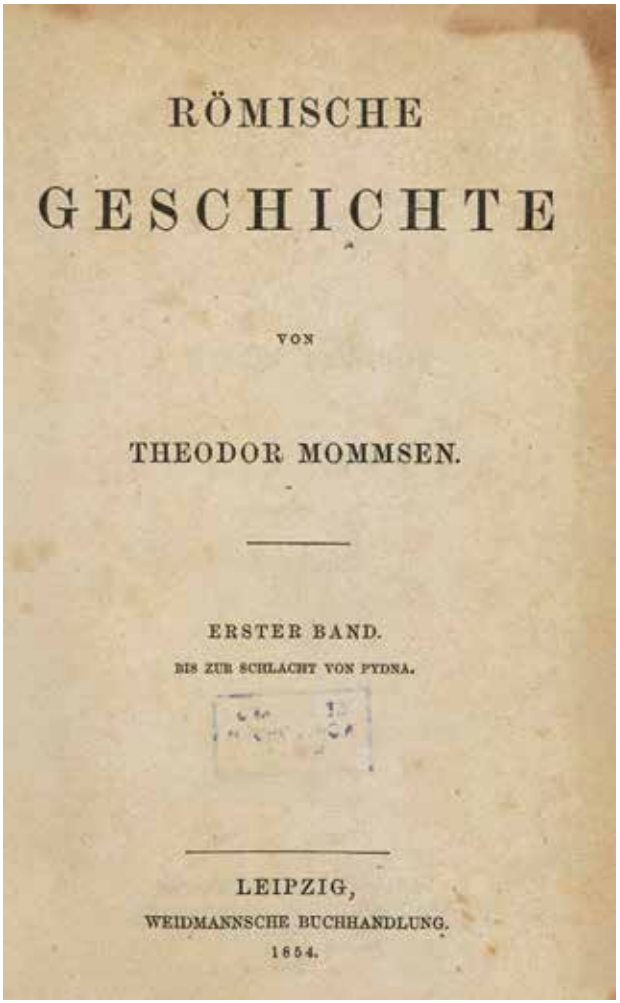
Friedrich Theodor Althoff (1839–1908), Büste im Campus Mitte der Charité, geschaffen 1903 von Carl Ferdinand Hartzer, Abguss vom Original

nachgezeichnet, wie Mommsen sein wissenschaftspolitisches und sein wissenschaftliches Netzwerk knüpfte, Namen wie Adolf Harnack, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Hermann Diels, Ernst Curtius oder Adolf Erman, aber natürlich auch Friedrich Althoff sind zu nennen. Der von Rebenich meisterlich herausgegebene Briefwechsel von Althoff und Mommsen zeigt, wie beispielsweise selbst die „Acta Borussica" 1887 nach dem erfolgreichen Modell des lateinischen Inschriftenkorpus begonnen wer-

Denken wir nicht immer noch wie die Mommsen-Schüler, für die Rebenich das Fehlen übergreifender Fragestellungen konstatiert?

den und die großwissenschaftliche Offensive nicht auf die Altertumswissenschaften beschränkt bleibt. Weiter wird in diesem Briefwechsel deutlich, dass man sich der sozialen Verantwortung für die abhängig Beschäftigten der Großunternehmen durchaus bewusst war. Allerdings wird auch erkennbar, dass der Meister unter seinen Schülern vor allem die bevorzugte, die die notwendige Arbeit effizient zu leisten im Stande waren: Rebenich spricht von disziplinärer Verengung und habitueller Theorieferne, „übergreifende Fragestellungen wurden kaum mehr verfolgt, Synthesen scheiterten".

Mit diesen Worten ist bereits die berühmte Frage nach dem Nutzen und Nachteil gestellt und der Bogen zur Gegenwart des Jahres 2017 geschlagen: Wie steht es mit dem, was Mommsen 1858 „eine gewisse Arbeitszersplitterung" nannte im Bereich der Altertumswissenschaften in Zeiten von Exzellenzclustern, Sonderforschungsberei-


RÖMISCHE

GESCHICHTE

VON

THEODOR MOMMSEN.

ERSTER BAND.

BIS ZUR SCHLACHT VON PYDNA.

LEIPZIG,

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1854.

Foto: BBAW

Titelblatt der Erstausgabe

chen, Graduiertenkollegs und Kollegforschergruppen? Zeigt sich nicht im Blick auf die nunmehr so dringend notwendigen digitalen Forschungsinfrastrukturen, wie zersplittert nicht nur die Altertumswissenschaften, sondern alle Geisteswissenschaften wieder einmal sind: hier eine Datenbank, da ein Repositorium und nach dem Ende des Drittmittelprojektes pflegt niemand mehr, was so gründlich aufgebaut wurde. Wir alle kennen Beispiele. Und dann Mommsens Forderung nach methodisch unternommener Gesamtarbeit und effizientem Einsatz der Mittel – wie steht es darum? Denken wir nicht immer noch wie die Mommsen-Schüler, für die Rebenich das Fehlen übergreifender Fragestellungen konstatiert? Wir sammeln beispielsweise Münzen und Inschriften in separierten Korpora, wir edieren Handschriften in historisch-kritischen Editionen und behandeln ikonografische Quellen in Lexika. Dabei bietet uns die digitale Technik längst Möglichkeiten umfänglich vernetzter Archive und umfassender Repositorien: Zu einer Skulptur kann wie zu einer Inschrift in einem digitalen Repositorium längst auch der einstige archäologische Kontext geboten werden, spannende Ansätze dazu wurden beispielsweise in Oxford durch Brian Ward-Perkins und andere entwickelt. Vielleicht ist es angesichts der für epigraphische, numismatische, editorische und archäologische Arbeit damals wie heute notwendigen Spezialkenntnisse naiv, über disziplinäre Verengung und habituelle Theorieferne zu klagen oder über die Scheu vor übergreifenden Fragestellungen und Synthesen. Vielleicht gilt auch hier, dass wir nicht nur in einer Akademie mehr Arbeitsgemeinschaft organisieren müssen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedenen Typs und unterschiedlicher Spezialisierung. Leibniz ist eben längst nicht mehr als Einzelperson Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, sondern sein Name ist eine Chiffre für eine größere Gruppe von Menschen und wir haben gemeinsam darauf zu achten, dass die Einheit dieser Person in der Arbeitsgemeinschaft einer Leibniz-Akademie bewahrt bleibt und nicht in die Schizophrenie vieler unterschiedlicher Persönlichkeiten aufgelöst wird, die aufgrund der unheilvollen Spezialisierung nichts mehr verbindet. Geduld miteinander ist notwendig, Achtung vor unterschiedlichen Kompetenzen, wissenschaftliche und methodische Neugier. Und das Problem der sozialen Verantwortung für die Mitarbeitenden der Projekte in Zeiten von beständiger Evaluierung, Modularisierung und Laufzeitbegrenzung harrt ebenfalls noch einer wirklich überzeugenden Lösung.

Damit sind wir mindestens indirekt beim Problem der Institution: Natürlich gibt es im Zeitalter einer schieren Invasion von Institutes for Advanced Studies, Forschungsclustern und Spezialinstituten wieder viele, die sagen „dass die gelehrten Gesellschaften abwärts gehen" und am Sinn von Akademien der Wissenschaften zweifeln. Wahrscheinlich brauchen wir, wie Harnack schon vor dem Ersten Weltkrieg forderte, inzwischen tatsächlich Institute für Daueraufgaben wie die Sammlung von griechischen oder lateinischen Inschriften. Aber gerade das Beispiel von Mommsens Schülern mit ihrer von Rebenich so trefflich beschriebenen disziplinären Vereinzelung zeigt, warum es der klassischen Kombination einer Geselligkeit frei und transdisziplinär denkender Menschen und eines großwissenschaftlichen Forschungsprogramms im Rahmen einer Akademie der Wissenschaften auch noch im einundzwanzigsten Jahrhundert nach wie vor bedarf: Die Großwissenschaft verhindert, dass aus gelehrter Geselligkeit Geschwätz wird; die Geselligkeit verhindert, dass in die Kellern die Jäger und Sammler ausgestopfte Trophäen in Regale sortieren und die ganze Pracht verstaubt, weil sie zu nichts Nutze ist.

Christoph Markschies *ist Inhaber des Lehrstuhls für Ältere Kirchengeschichte (Patristik) der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Vizepräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Leiter des Akademienvorhabens „Die alexandrinische und antiochenische Bibelexegese in der Spätantike".*

SYSTEMISCHE RISIKEN ALS DYNAMISCHE STRUKTUREN

EINE INITIATIVE DER BBAW UND DES IASS POTSDAM WIDMET SICH DER BETRACHTUNG SOZIOÖKONOMISCHER SYSTEME MIT METHODEN UND MODELLEN DER NATURWISSENSCHAFTEN

Wolken über Grimmen, Mecklenburg-Vorpommern

Von Klaus Lucas und Ortwin Renn

Was haben die Ausbreitung von Pandemien oder der Zusammenbruch von Infrastrukturen mit der Ausbildung von chemischen Mustern im Reagenzglas zu tun? Und welche Gemeinsamkeiten verbinden Verkehrsstaus auf Autobahnen und Paniksituationen in Massenveranstaltungen mit den Strömungsmustern in Flüssigkeiten? Gibt es Analogien zwischen Phänomenen wie dem Zusammenbruch von Finanzsystemen, der Flüchtlingskrise, dem Ausbruch von Revolutionen, der politischen Meinungsbildung und der Entstehung von Laserlicht? Und was haben das Entstehen und Verschwinden von Industrien sowie das Umkippen von Ökosystemen damit zu tun? Oder um es ganz allgemein und abstrakt zu formulieren: Kann man aus dem Wissen über Prozesse in theoretisch und experimentell zugänglichen Systemen wie der Physik und der Chemie etwas über die systemischen Risiken in sozioökonomischen Systemen lernen?

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen liegt in der Erkenntnis, dass systemische Risiken als dynamische Strukturen verstanden werden können. Empirische Evidenz für die grundsätzlichen Analogien systemischer Risiken und insbesondere mit den Prinzipien dynamischer Strukturbildung, die in naturwissenschaftlichen Modellsystemen erforscht wurden, liegt in großem Umfang für unterschiedliche Domänen vor. Es besteht damit die Option, systemische Risiken als dynamische Strukturen auf der Grundlage von Methoden und Modellen aus Physik und Chemie zu analysieren.

Zur Funktionsweise von dynamischen Strukturen

Dynamische Strukturen sind agentenbasiert, d. h. sie entstehen durch die Eigenschaften von und Wechselwirkungen zwischen den elementaren Wirkungsgrößen eines Systems. Solche Wirkungsgrößen können beispielsweise Moleküle sein wie bei Strömungsmustern oder schwingenden chemischen Reaktionen oder auch Sandkörner bei Dünenmustern. Ein anderes Beispiel ist die Wirtschaft: Dort interagieren Menschen, die viele unterschiedliche ökonomische Funktionen haben können, und sie schaffen auf diese Weise Strukturen in Märkten oder Unternehmen. Auch in Gesellschaftssystemen entstehen Strukturen durch die Eigenschaften und Wechselwirkungen von Agenten, seien es nun die Ameisen in einer Ameisenpopulation beim Aufbau ihres Wegenetzes oder Bürgerinnen und Bürger einer Gesellschaft bei der Bildung von politischen Strukturen. Die Herausbildung einer sozialen Etikette oder die Entstehung von Verkehrsstaus sind weitere Beispiele hierfür.

Dynamische Strukturen sind kommunikationsbasiert, d. h. sie entstehen durch lokale Kommunikation zwischen den Agenten. Dabei können sich die gebildeten Strukturen im Vergleich zur lokalen Kommunikation auf um viele Größenordnungen größere Dimensionen erstrecken. So erzeugen kurzreichweitige Wechselwirkungen zwischen Molekülen im Nanometerbereich Strukturen in makroskopischen Dimensionen, also etwa Wirbelströmungen, Wolken oder chemische Muster. Beim Herzschlag lösen elektrische Wechselwirkungen der Zellen Aktionspotenziale aus, die zu oszillierenden Kontraktionen als makroskopische dynamische Strukturen führen. In der aktuellen Flüchtlingskrise ist es die mobile Kommunikation zwischen den Flüchtlingen, die zu den beobachteten massenhaft ausgebildeten Fortbewegungsstrukturen (Reiserouten) geführt hat.

Dynamische Strukturbildungen sind durch eine Folge von Sprüngen und kontinuierlichen Abläufen gekennzeichnet. Sprünge – sogenannte Phasenübergänge – entstehen aus instabilen Systemzuständen bei Überschreitung von Grenzwerten äußerer oder innerer Systemparameter. Sie können, abhängig von Zufallsereignissen, zu unterschiedlichen stabilen Endzuständen führen, sogenannten Attraktoren. Bis zu einer nächsten Instabilität entwickelt sich das System kontinuierlich deterministisch. Die dynamische Entwicklung ist daher auf längere Sicht

Foto: Dirk Ingo Franke, via Wikimedia Commons

Foto: Christoph F. Siekermann, via Wikimedia Commons

In der Wirtschaft interagieren Menschen mit vielen ökonomischen Funktionen und schaffen Strukturen in Märkten oder Unternehmen.

Deutsche Börse in Frankfurt am Main, fotografiert im März 2008

in unvorhersagbarer Weise pfadabhängig, sie hängt also insbesondere auch von der Vorgeschichte des jeweiligen Systems ab. Die spezielle Ausprägung von Bewegungsmustern in Strömungsprozessen wird durch zufällige, dann aber aufeinander aufbauende Schwankungen von Fluidelementen bestimmt. In der Wirtschaft beispielsweise entscheidet sich der Wettbewerb zwischen zwei konkurrierenden Produkten durch zufällige kleine Fluktuationen wie durch geringste Marktvorteile eines Produkts in der Anfangsphase. In der arabischen Welt hat die Selbstverbrennung eines Gemüsehändlers in einer instabilen gesellschaftlichen Situation einen revolutionären Flächenbrand ausgelöst, die Arabellion oder den arabischen Frühling. Die dabei zutage getretenen gesellschaftlichen Brüche sind nicht denkbar ohne die verhaltensprägenden Ereignisse während der Kolonialgeschichte und die zunehmende Destabilisierung der Gesellschaften während der Unterdrückung durch externe und interne Machthaber in der jüngsten Zeit. Auch Finanzmärkte zeigen Nachwirkungen und Erinnerungen an vergangene Ereignisse.

Dynamische Strukturbildungen haben emergente Eigenschaften, also die Fähigkeit auf dem Wege der Selbstorganisation Eigenschaften zu erzeugen, die sich nicht aus dem isolierten Verhalten der Systembestandteile erklären lassen. So bewegen sich einzelne Moleküle chaotisch und bilden

keine geordneten Wirbel, ein ganzes molekulares System aus unzählig vielen Molekülen hingegen tut dies sehr wohl, wenn die äußeren und inneren Bedingungen dafür günstig sind. Und während einzelne Personen oft gemäßigte politische Ansichten haben, so können diese bei Massenversammlungen unter geeigneten internen und externen Einflüssen in völlig radikale und zum Teil auch irrationale Mobilisierung umschlagen.

Zur Homomorphie von dynamischen Strukturbildungsprozessen im natur- und sozialwissenschaftlichen Bereich

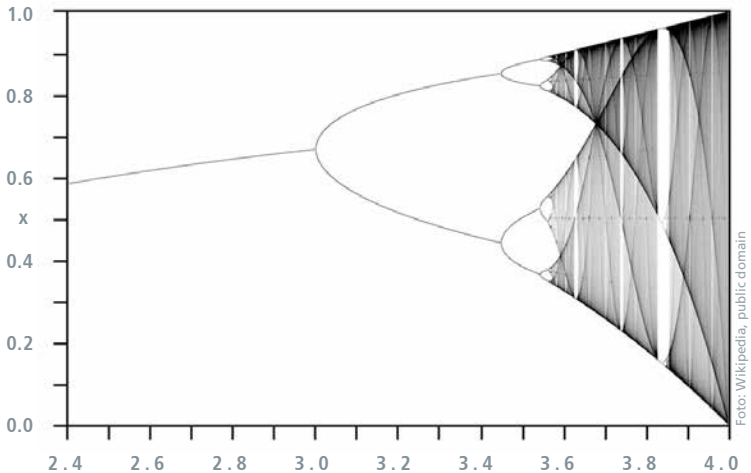
Diese empirischen Erkenntnisse über die qualitativ gemeinsamen oder zumindest ähnlichen Eigenschaften systemischer Risiken als Prozesse dynamischer Strukturbildung in ganz unterschiedlichen Systemen sind keineswegs zufällig oder nur reine Analogien; vielmehr beziehen sie sich auf zugrundeliegende Mechanismen, die sich quantitativ und mathematisch analysieren lassen.

Das hat weitreichende Implikationen: Zunächst ist festzustellen, dass sehr unterschiedliche mathematische Modelle für unterschiedliche dynamische Systeme im Wesentlichen dieselben universellen Muster dynamischen Verhaltens hervorbringen. Es kommt also offenbar nicht auf die Details der Aktionsregeln der Agenten an. Im Gegensatz zu vielen Standardproblemen in Physik und Chemie ist ein individuelles mathematisches Modell daher nicht mehr als der Anfang eines Verständnisses komplexer Wechselwirkungen. Die Auswertung eines solchen individuellen mathematischen Modells in aufeinander folgenden Zeitschritten – sei es in der Form iterierter Funktionen oder Differentialgleichungen – produziert unvorhersehbare dynamische Strukturen: Diese sind das eigentlich interessante Ergebnis einer Analyse. Einfache deterministische Regeln, immer wieder aufs Neue angewandt, führen zu einer bemerkenswerten Kreativität und einem Reichtum eines dynamischen Verhaltens,

Foto: ChrGermany, via Wikimedia Commons

Anti-Atomkraft-Demo in Hamburg, März 2011

Einzelne Personen haben oft gemäßigte politische Ansichten, die in Massenversammlungen in völlig radikale und zum Teil auch irrationale Mobilisierung umschlagen können.



Bifurkationsdiagramm

Unterschiedliche makroskopische Zeitskalen können dazu führen, dass eine langsame und kaum wahrnehmbare Entwicklung eines Systems plötzlich in ein katastrophales Ereignis umschlägt.

das dem unterliegenden Modell nicht a priori anzusehen ist. Ein übersichtliches Bild liefert zum Beispiel das Bifurkationsdiagramm, in dem die Attraktoren eines dynamischen Systems in Abhängigkeit zunehmender Werte eines charakteristischen Einflussparameters dargestellt werden. Das Bild ist zwar im Detail spezifisch für jedes Modell. Gleichzeitig ist es aber universell in Bezug auf die grundsätzlichen Formen der Dynamik komplexer Systeme, bis hin zu erstaunlichen Universalitäten sogar im Bereich von Chaos. Die dynamische Entwicklung eines komplexen Systems, das durch solche deterministischen Modelle ohne stochastischen Einfluss beschrieben wird, ist daher nicht völlig unvorhersagbar. Seine Attraktoren sind in Abhängigkeit der Systemparameter vielmehr bestimmt. Allerdings hängt die Wahl eines Attraktors an jedem Bifurkationspunkt von zufälligen Schwankungen ab, so dass die tatsächliche dynamische Entwicklung im Detail unvorhersagbar wird.

Diese Homomorphie dynamischer Strukturen, empirisch ebenso wie mathematisch nachgewiesen, lädt dazu ein, Methoden- und Modellübertragungen von den physikochemischen zu den sozioökonomischen Systemen bei der Analyse systemischer Risiken zu untersuchen. Bekannt ist beispielsweise die Anwendbarkeit von Reaktions-Diffusions-Gleichungen, die die Musterbildung in chemischen Reaktionen beschreiben, auf die systemischen Risiken bei der Ausbreitung von Pandemien. Bekannt ist auch die Anwendung hydrodynamischer Gleichungen, die Strömungsstrukturen in Flüssigkeiten beschreiben, auf die systemischen Risiken bei der Entstehung von Verkehrsstaus oder Massenpaniken.

Von den Natur- zu den Sozialwissenschaften: Methoden- und Modelltransfer anhand von Computersimulationen

Noch grundsätzlicher und allgemeingültiger ist die Übertragung der in den Naturwissenschaften entwickelten Methoden der Computersimulation auf die Analyse dynamischer Strukturen von systemischen Risiken, insbesondere in sozioökonomischen Systemen. Solche Simulationen erlauben es, die Aktionsregeln der Agenten direkt

Dünenmuster bei Huacachina, Peru

Foto: iStockphoto.com/saiko3p

in makroskopisch emergentes Verhalten zu transformieren. In physikochemischen Systemen ist als Methode der Computersimulation die Molekulardynamik etabliert, bei der die Dynamik der Moleküle auf der Grundlage der Newton'schen Bewegungsgleichungen erfasst wird und bei der die makroskopischen Eigenschaften durch geeignete Mittelwertbildungen zugänglich sind. Schon einfache Interaktionsregeln, wie z. B. die zwischen harten Kugeln, sind in der Lage, den empirisch beobachteten Übergang vom ungeordneten fluiden zum geordneten Festkörperzustand realitätsgerecht wiederzugeben. Für sozioökonomische Systeme sind analoge Formen anhand von Computersimulationen entwickelt worden. Am häufigsten wird in diesem Bereich jedoch die Methode der Multiagentensimulation angewandt.

Das Entstehen systemischer Risiken wird dabei durch Aktionen von Agenten – beispielsweise Menschen, Organisationen, politischen Randbedingungen etc. – simuliert. Bereits recht einfache Annahmen über die entsprechenden Regeln können, wie in den physikochemischen Systemen, ein recht komplexes Verhalten in Bezug auf ein bestimmtes Gesamtsystems erzeugen. Trotzdem muss berücksichtigt werden, dass sich die Agenten in sozioökonomischen Systemen natürlich dramatisch von Molekülen unterscheiden. Sie haben wesentlich mehr interne Eigenschaften, deren Wirksamkeit in einer Situation in allen Subsystemen in a priori nicht bekannter Weise abhängt. Zudem haben die Agenten die Freiheit, in gleichen Situationen unterschiedlich zu reagieren. Dennoch ist es grundsätzlich möglich, durch geeignete Parametrisierung die wesentlichen Verhaltungsformen der Agenten simulierend abzubilden. Wenn ein Regelsatz einmal festgelegt ist, dann führen Bottom-up-Effekte der Agentenaktionen in Form von kulturellen und ökonomischen Aktivitäten zu einem kollektiven Feld, das wie bei den naturwissenschaftlichen Modellsystemen auf die Agenten strukturbildend zurückwirkt. Auch stochastische Effekte, die Unsicherheiten über die tatsächliche Aktion der Agenten berücksichtigen, können eingeführt werden.

Was lässt sich aus dem Modelltransfer lernen?

Stellt man die Frage, ob ein Methoden- und Modelltransfer von den physikochemischen Modellsystemen zu sozioökonomischen Systemen fruchtbar sein kann, so ergibt sich als eine erste Antwort, dass durch einen solchen Transfer ein ordnender Rahmen für die empirischen Erkenntnisse gesetzt werden kann. Wenngleich das globale Verhalten und die Evolution eines Systems das Ergebnis sehr vieler Mikro-Aktionen auf der Ebene der Agenten sind, so sind diese doch nicht frei in ihren Entscheidungen, sondern sie werden durch das von ihnen erzeugte globale Feld geführt und koordiniert. Diese Zirkelkausalität schafft und stabilisiert die dynamische makroskopische Struktur, bei den physikochemischen wie auch den sozioökonomischen Systemen. Unterschiedliche makroskopische Zeitskalen können dazu führen, dass eine langsame und kaum wahrnehmbare Entwicklung eines Systems plötzlich in ein katastrophales Ereignis umschlägt. Es empfiehlt sich also, auch bei den sozioökonomischen Systemen, wie den physikochemischen etabliert, nach charakteristischen Parametern als Indikatoren von Instabilitätspunkten Ausschau zu halten und dabei die Historie des Systems zu berücksichtigen.

Zusätzlich zu diesen qualitativen Erkenntnissen lassen sich im Hinblick auf sozioökonomische Systeme auch quantitative Einsichten gewinnen. Wie in den naturwissenschaftlichen Systemen dienen auch in sozioökonomischen Anwendungen Computersimulationen vornehmlich dem Test und der Entwicklung von Theorien. Sie generieren ein virtuelles Labor, in dem Erkenntnisse über fundamentale soziale Mechanismen gewonnen werden können, die sich nicht aus empirischen Feldstudien schließen ließen. Annahmen über das Verhalten sozialer Systeme können mit Hilfe solcher Computersimulationen auf Plausibilität getestet werden. Es können so Prozesse der Emergenz und Historizität im Detail studiert werden, nicht zuletzt auch Governance-Strategien. Nicht zu unterschätzen ist bei der Arbeit mit einem Simulationsmodell schließlich der Gewinn an Präzision des Denkens über ein System gegenüber einer rein empirischen Analyse.

Insgesamt birgt daher der Methoden- und Modelltransfer von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über dynamische Strukturbildungsprozesse auf die Analyse systemischer Risiken in sozioökonomischen Systemen das Potential, Regelmäßigkeiten in den Beziehungen zwischen empirischen Fakten zu erkennen sowie zu detaillierten Erkenntnissen über den Zusammenhang sozialer Mechanismen mit dem globalen Systemverhalten zu kommen. Nicht zuletzt helfen Simulationen komplexer sozialer Phänomene wie die der systemischen Risiken dabei, den Verlauf von Risikodynamiken besser zu verstehen und darauf aufbauend entsprechende Interventionen oder zumindest Frühwarnsysteme abzuleiten.

Die Initiative „Systemische Risiken als Prototypen dynamischer Strukturbildung“ will etabliertes Wissen aus unterschiedlichen Disziplinen zusammenführen und dadurch verdichten und erweitern. Sie wird von der BBAW in Kooperation mit dem Institute for Advanced Sustainability Studies in Potsdam (IASS) durchgeführt.

Prof. Dr.-Ing. Klaus Lucas *ist emeritierter Leiter des Lehrstuhls für Technische Thermodynamik der RWTH Aachen und Senior Fellow am Institute for Advanced Sustainability Studies in Potsdam. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Sprecher der Inititiave „Systemische Risiken als Prototypen dynamischer Strukturbildung“.*

Prof. Dr. Dr. h. c. Ortwin Renn *ist Wissenschaftlicher Direktor am Institute for Advanced Sustainability Studies in Potsdam und Professor für Technologiefolgenabschätzung und Umweltsoziologie an der Universität Stuttgart. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und stellvertretender Sprecher der Inititiave „Systemische Risiken als Prototypen dynamischer Strukturbildung“.*

DER „ÖSTERREICHISCHE BIBELÜBERSETZER“– DEUTSCHER BIBELTEXT IM 14. JAHRHUNDERT

EIN INTERAKADEMISCHES PROJEKT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Von Martin Schubert

Die Verbreitung des Bibeltextes über die ganze Welt hängt ab von einer riesigen Kette von Übersetzungen, zu der die griechische Septuaginta, die lateinische Vulgata und eine seit eh und je beständig wachsende Zahl von Fassungen in weiteren Volkssprachen gehören. Der Moment, in dem jemand feststellt, dass es nicht ausreicht, den heiligen Text nur in einer Fremdsprache vor sich zu haben und dass eine Übertragung nötig ist, ist schwer vorzustellen – auch wenn Goethe ihn in der Studier-

Illustrierung der apokryphen Kindheitsgeschichte Jesu, hier: Das Jesuskind wird von der Frau des Räubers gebadet, aus der um 1330 entstandenen und damit ältesten das Evangelienwerk überliefernden Handschrift, dem Cod. Gen. 8 aus der Stadtbibliothek Schaffhausen.

Foto: Schaffhausen, Stadtbibliothek, Gen. 8, f. 21v – Klosterneuburger Evangelienwerk

zimmerszene im „Faust“ abgebildet hat, wo Faust sich vornimmt, das Johannesevangelium in „mein geliebtes Deutsch“ zu übertragen, und sich schon beim ersten Vers im Gestrüpp seiner Assoziationen heillos verirrt.

Die Geschichte der deutschen Bibelübersetzung ist umfangreicher, als die meisten meinen: Sie beginnt über 700 Jahre vor Luther.

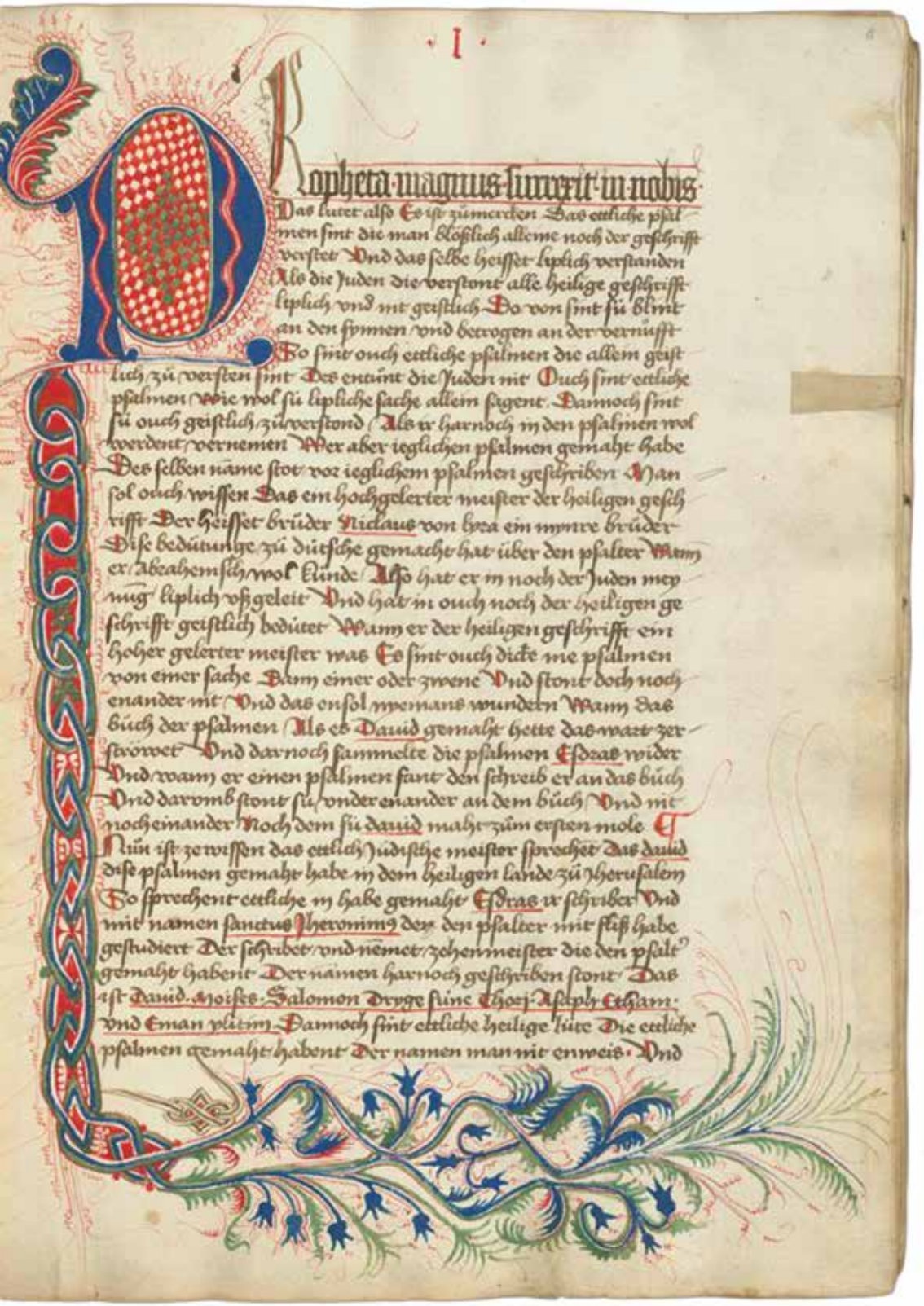
Aber solche Momente hat es oft gegeben. Die Geschichte der deutschen Bibelübersetzung, in die sich Faust einreiht, ist umfangreicher, als die meisten meinen: Sie beginnt über 700 Jahre vor Luther. Die Arbeit an deutschen Texten aus der Bibel reicht von den althochdeutschen Paternostern aus dem späten 8. Jh. über die dichterischen Evangelien des altsächsischen Heliand-Dichters oder des Elsässer Mönchs Otfrid von Weißenburg (beide 9. Jh.), die philologischen Arbeiten Notkers des Deutschen (11. Jh.) und viele andere bis zu den spätmittelalterlichen Übersetzern. Wenn man diese Tradition in Betracht zieht, dann bildet Luthers Text eher einen Kulminationspunkt als eine unerwartete Revolution.

Aus dem 14. Jahrhundert, dem sogenannten „Jahrhundert der Laienbibel“, stammt das umfassendste deutsche Projekt vor Luther: die kommentierte Übertragung des sogenannten „Österreichischen Bibelübersetzers“. Der Anonymus, dessen wirklicher Name nirgends erhalten zu sein scheint und den er wohl teils aus Bescheidenheit, teils aber auch zum Selbstschutz verschweigt, übersetzt eine Reihe Bücher des Alten Testaments, den Psalter und die Evangelien. Beeindruckend ist dabei, mit welcher sprachlichen Eleganz er den Text überträgt und mit welcher Ausführlichkeit und Detailtreue er ihn erläutert und kommentiert.

Erst in der neueren Forschung ist es gelungen, die in Einzelhandschriften in Bibliotheken auf der ganzen Welt verstreuten Texte als ein zusammengehöriges Werk zu erkennen. Übereinstimmungen in Sprache und Vorgehen, Selbstzitate und vor allem die zur Rechtfertigung seines Vorhabens angefertigten Vorreden waren die Hinweise, die zu dieser Zuordnung führten. Diese Identifikation des Œuvres war die Voraussetzung, die Edition des Werks in einem großangelegten, interakademischen Projekt anzustreben. Das Projekt wird in Arbeitsstellen in Berlin und Augsburg durchgeführt und gemeinsam mit den Kollegen Freimut Löser (Augsburg) und Jens Haustein (Jena) geleitet.

Zum Œuvre gehört zunächst das „Alttestamentliche Werk“; dies sind Übersetzungen und Kommentare von Genesis, Exodus, Daniel, Tobias, Hiob sowie von Proverbia und Ecclesiastes. Ein besonders umfassendes Werk ist der „Psalmenkommentar“: eine ausführlich kommentierte Übersetzung des Psalters, in welche die neueste Bearbeitung seiner Zeit, der lateinische Kommentar „Postilla litteralis super salterium“ des Nikolaus von Lyra, verarbeitet ist. Ein weiteres Hauptstück ist das „Evangelienwerk“, eine vom Bibelübersetzer selbst zusammengestellte Evangelienharmonie, also eine durchlaufende Erzählung, in welche die vier Evangelien eingearbeitet sind, so dass keine Begebenheit mehrfach erzählt wird, aber auch kein Detail verloren geht. Das Werk wird aus zahlreichen, teils auch apokryphen Texten erweitert und fortgeführt bis in die Zeit nach Pfingsten. Zu den Erweiterungen gehören etwa die Kindheitsgeschichte Jesu, die Legende von Pilatus und Veronika und der Bericht von der Zerstörung Jerusalems. Weiter überliefert sind die erwähnten Vorreden, eine Reihe von Traktaten – gegen verschiedene vermeintliche Irrlehren, so der Juden, der Philosophen und der Ketzer –, ein „Büchlein vom Antichrist“ und ein „Büchlein vom Jüngsten Gericht“.

Foto: Badische Landesbibliothek, CC-BY-SA 3.0 DE



In der Vorrede seines Psalmenkommentars – hier in der 1455 entstandenen Karlsruher Handschrift Cod. Donaueschingen 187 – weist der Österreichische Bibelübersetzer auf Nikolaus von Lyra als wichtige Quelle seiner Kommentare hin (vgl. Zeile 14).

Das „Alttestamentliche Werk“, das von Freimut Löser und Klaus Wolf in einem früheren Projekt ediert worden ist, wird derzeit für den Druck vorbereitet. Als nächstes wird im ersten Modul des Akademienvorhabens (bis 2021) das „Evangelienwerk“ erscheinen; das zweite Modul (bis 2027) wird den „Psalmenkommentar“ sowie die noch ungedruckten Traktate und Vorreden ans Licht einer breiteren Öffentlichkeit bringen.

Gerade die Vorreden, in denen sich der Bibelübersetzer gegen heute nicht mehr erhaltene Angriffe rechtfertigt, bieten die meisten Informationen über die Person des Übersetzers und zeichnen ein gutes Bild von seinem Charakter. Erhalten sind zwei Vorreden zum Alttestamentlichen Werk, eine Vorrede zum Psalmenkommentar, die in drei Versionen überliefert ist, und eine lateinische Verteidigungsschrift, die belegt, dass er den Diskurs über die Rechtfertigung seines Projekts nicht nur gegenüber den lateinunkundigen Laien, sondern auch direkt mit gelehrten Kritikern führte. In diesen Texten nennt sich der Anonymus ausdrücklich einen Laien; als solcher will er anderen Laien, die sich mit dem unverfälschten Gotteswort beschäftigen wollen, die Bibel zugänglich machen. Seine Behauptung, dass er recht ungelehrt sei, kann man angesichts seiner vorhandenen Kenntnisse wohl als Bescheidenheitstopos einstufen. Angesicht seiner Bildung und umfassenden Kenntnisse ist es nicht unwahrscheinlich, dass er eine Ausbildung und niedere Weihen erhalten hat; doch in seiner Selbstdarstellung ist es ein wesentlicher Punkt, dass er eben nicht zum Predigen ordiniert ist.

Erst in neuerer Forschung ist es gelungen, die in Einzelhandschriften in Bibliotheken auf der ganzen Welt verstreuten Texte als ein Œuvre zu erkennen.

Gerade diese Aussage ist auffällig, da er in seinen Bibeltexten typische Verfahren der Predigt benutzt – wie etwa das Anzitieren von lateinischen Bibelstellen, die deutsche Paraphrase einer gesamten Perikope und die Auslegung dieses Lesungstextes Satz für Satz. Auch seine Argumentationsstrukturen – mit Autoritätenverweisen, Heranziehen paralleler Bibelstellen, Abwägungen zwischen Deutungsoptionen und Übertragungen in die Lebenswirklichkeit der Rezipienten – ähneln sehr dem, was wir von mittelalterlichen Predigern kennen.

Offenbar sieht der Bibelübersetzer sich dem Vorwurf ausgesetzt, dass der direkte Zugriff der Ungelehrten auf die Bibel, ungefiltert von zwischengeschalteten Klerikern, zu Fehldeutungen führen könne. Der Bibelübersetzer formuliert das so, dass die Kleriker befürchteten, nichts mehr predigen zu können, wenn man die Bibel in Zukunft „auf Burgen und in Stuben und in Häusern und in deutscher Sprache“ lesen und hören würde. Der Anonymus deutet also an, dass seine Kritiker Angst um ihre Pfründen hätten. Der Vorwurf möglicher Häresie, dem er sich ausgesetzt sah, war durchaus gefährlich, wie die zeitgenössischen Ketzerverfolgungen belegen.

Durchaus kämpferisch vertritt der Bibelübersetzer die Position: Gerade seine Arbeit würde die richtige Andacht fördern und häretischen Strömungen entgegenwirken. In seinen Erläuterungen zum Bibeltext ist er dann auch immer darauf bedacht, die Orthodoxie seiner Auslegung zu betonen und als „falsch“ angesehene Interpretationen abzulehnen. In einer Form von Doppelopposition muss er zugleich gegen Fehlmeinungen sowie gegen den Verdacht arbeiten, selbst Fehlmeinungen zu verbreiten. Dabei äußert er sich immer wieder vehement gegen Häretiker und Juden. Zur Rechtfertigung seines Vorhabens beruft er sich auch auf die Inspiration durch den heiligen Geist sowie auf das Vorbild des heiligen Hieronymus, der bei seiner Übersetzung der Bibel ins Lateinische auch von vielen Neidern angegriffen worden sei.

Foto: Angila Vetter

Treffen der Augsburger und der Berliner Arbeitsstelle an der Universität Augsburg im September 2017

Zu seinen beeindruckenden Quellenstudien erklärt der Bibelübersetzer in der lateinischen Verteidigungsschrift, er habe nur korrekte und anerkannte Überlieferungen benutzt. Es mag zunächst erstaunen, dass ein Übersetzer, der sich derart auf die Richtigkeit beruft, auch zahlreiche apokryphe Schriften auswertet, also legendenhafte Erzählungen, die nicht in den biblischen Kanon aufgenommen sind, wie etwa die Geschichten der Kindheitswunder Jesu, die letztlich auf das spätantike Pseudo-Matthäus-Evangelium zurückgehen. Sein Prinzip ist offensichtlich nicht „sola scriptura", sondern er bietet die Fülle des gesamten Stoffes, den er erreichen kann. Im Evangelienwerk rechtfertigt er dieses Vorgehen, indem er feststellt, es gebe viele Schriften über Jesus, von denen aber nur vier Evangelien kanonisiert werden konnten, weil die heilige Zahl Vier durch Vorausdeutungen des Alten Testaments vorgegeben war. Daraus sei aber nicht zu schließen, dass die anderen Schriften notwendig falsch seien.

Für das Editionsprojekt bedeutet die große Zahl der Handschriftenzeugen, in denen zu jedem Werk mehrere Fassungen und zahlreiche Varianten überliefert sind, eine besondere Herausforderung.

Andererseits handelt es sich bei seiner Übersetzung nicht um ein völlig isoliertes Projekt, das er ohne jede Rückendeckung ausgeführt hätte: Er erwähnt, dass auch „hochgelehrte Pfaffen" seine Arbeit anerkennen und er von „ehrbaren geistlichen und wohlgelehrten Leuten" beraten und unterstützt wurde. Dass er außerdem ein großes Interesse fand und dass viele Menschen bereit waren,

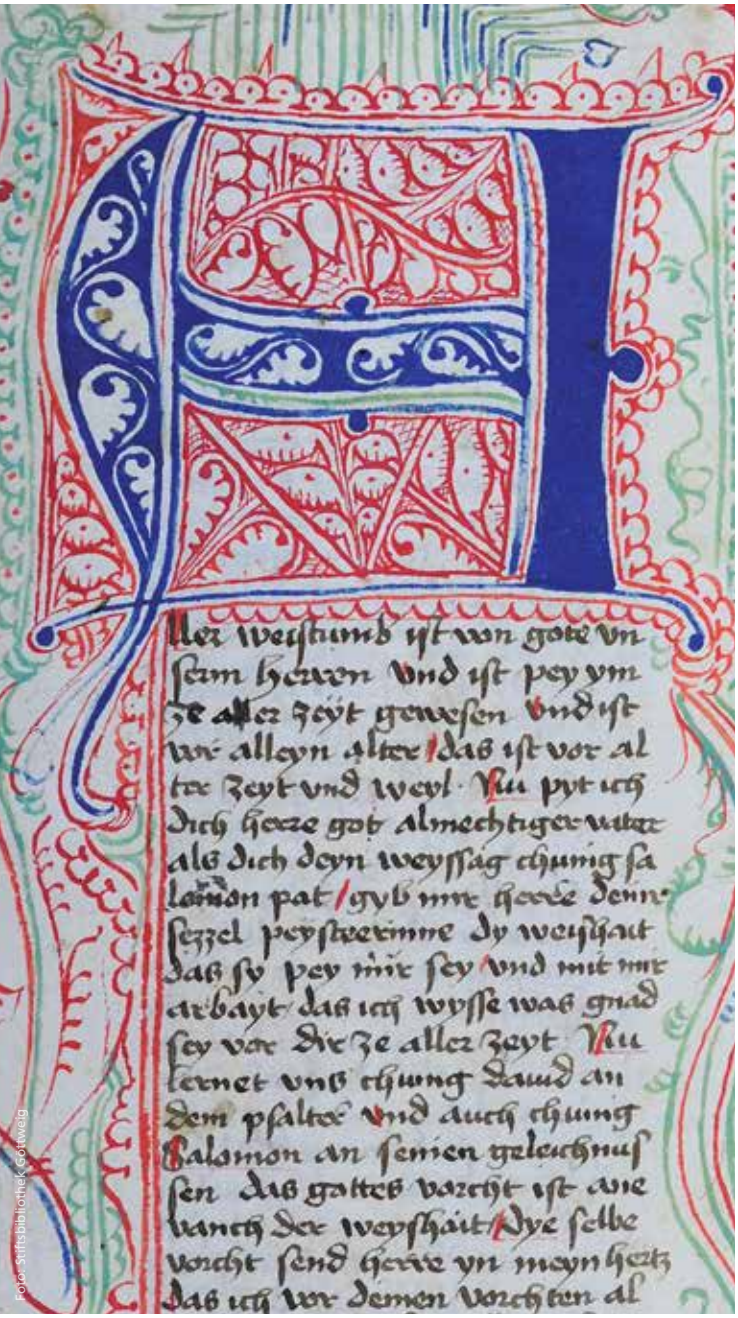


Foto: Stiftsbibliothek Göttweig

Beginn des Evangelienwerks des Österreichischen Bibelübersetzers: Aller weistumb ist von gote, vnserm herren ..., mit großer Schmuckinitiale A in der Göttweiger Handschrift, Stiftsbibliothek Göttweig, Cod. 222 (rot) / 198 (schwarz), fol. 1r, entstanden um 1465.

für die Verbreitung seiner Texte beträchtliche Summen aufzuwenden, zeigt sich an den rund einhundertzwanzig, zum Teil prächtig ausgestatteten Handschriften, in denen seine Texte überliefert sind. Dies zeugt von einer für die Zeit vor dem Buchdruck ganz außergewöhnlichen Verbreitung. Für das Editionsprojekt bedeutet die große Zahl der Handschriftenzeugen, in denen zu jedem Werk mehrere Fassungen und zahlreiche Varianten überliefert sind, eine besondere Herausforderung, da die Editionstexte jeweils aus der Fülle der Überlieferung isoliert werden müssen. Dabei wird mit Synopsen und mit digitalen Präsentationen gearbeitet.

Das Akademienvorhaben „Der Österreichische Bibelübersetzer. Gottes Wort deutsch“ hat 2016 die Arbeit aufgenommen; der Abschluss ist für 2027 vorgesehen. Bis dahin sollen alle Werke des Bibelübersetzers in digitalen und gedruckten Editionen vorliegen; mit genauem Nachweis der handschriftlichen Überlieferung, mit ausführlichen Erschließungs- und Verständnishilfen. Ein Meilenstein in der Geschichte der Bibelübersetzung wird damit der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt.

Prof. Dr. Martin Schubert *ist Professor für germanistische Mediävistik an der Universität Duisburg-Essen. Er leitet an der BBAW das gemeinsam mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durchgeführte Akademienvorhaben „Der Österreichische Bibelübersetzer. Gottes Wort deutsch“.*

Foto: iStockphoto.com/momnoi

DER BLICK IN DEN SPIEGEL DER SPRACHE

DAS JAHRESTHEMA 2017|18 DER AKADEMIE

Heute wird nicht nur überall heftig getwittert, unter Vögeln sagt man sich ebenfalls gerne mal die Meinung. Wenn es um die Sprach- und „Zwitscher"-Produktion geht, weist übrigens auch das Genom von Menschen und Vögeln Ähnlichkeiten auf.

Von Constanze Fröhlich

In Berlin leben Menschen aus über 180 Nationen. Auf dem Gendarmenmarkt entfaltet sich rings um das Schiller-Denkmal ein touristisches Gewirr der unterschiedlichsten Sprachen und Dialekte. Diese Vielfalt lädt dazu ein, sich dem Thema Sprache eingehend und mit breitem Fokus zu widmen.

Mit dem Jahresthema 2017|18 „Sprache" hat die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften einen Gegenstand gewählt, der das Alltagsleben ebenso umfassend bestimmt wie die Arbeit in den Wissenschaften. Je nach Perspektive kann Sprache als biologisches, soziales oder historisches Phänomen erscheinen, sie lässt sich

ästhetisch gestalten oder in ihrem Regelwerk untersuchen. Sie verbindet, ermöglicht Verständnis und weckt Gefühle; sie kann aber auch als fremd, unverständlich oder gar verletzend erfahren werden. Beim Blick auf die Sprache wird die Vielfalt der Weltbezüge sichtbar, deren Reflexion für die Konstitution und den Zusammenhalt von Lebens- und Wissensgemeinschaften bedeutend ist. Die Frage nach der Sprache impliziert daher immer auch die Frage nach dem gegenseitigen Verstehen. Und wenn die Sprache ein Spiegel unseres Lebens – unserer Tätigkeiten, Gedanken und Emotionen – ist, welche unterschiedlichen Facetten weist das Spiegelbild auf und wie helfen uns die Wissenschaften, diese Bilder zu deuten?

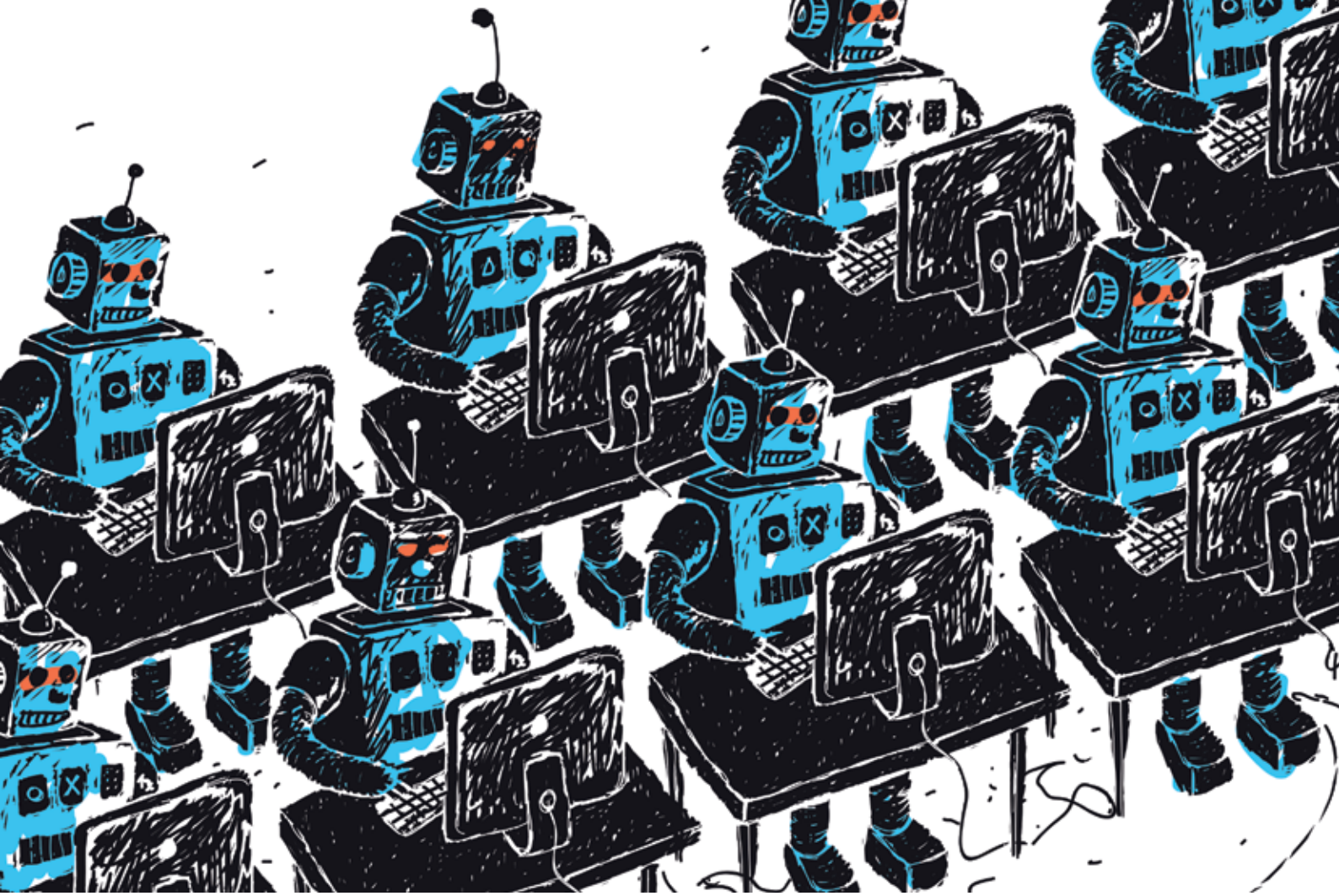
Die Frage nach der Sprache impliziert immer auch die Frage nach dem gegenseitigen Verstehen.

Mit unterschiedlichen Veranstaltungsformaten lädt die Akademie in diesem und im kommenden Jahr dazu ein, sich mit sprachlicher Vielfalt auseinanderzusetzen, Sprache als Gegenstand von Naturwissenschaften und Technik zu diskutieren, dem Verhältnis von Sprache und Gesellschaft auf den Grund zu gehen, die Beziehungen von Kunst und Sprache auszuloten und letztlich auch nach den Grenzen des Ausdrückbaren zu fragen. Auf diese Weise möchte die BBAW nicht nur einen Einblick in zahlreiche Forschungsfelder und -projekte geben, die sich mit dem Thema Sprache auseinandersetzen, sondern auch in der Öffentlichkeit ein vielstimmiges Gespräch anregen, das um die sprachliche Verfasstheit unserer Lebenswelt kreist. Was erzählt uns der Blick auf die Sprache über uns und die Gesellschaft, in der wir leben? Wie verändert sich die Sprache in verschiedenen Kommunikationsräumen, z. B. im Internet, im Hörsaal der Hochschule, auf dem Pausenhof, im Plenarsaal oder im Gespräch mit Fachkolleginnen und -kollegen? Wie wirkt diese Sprache auf unser Miteinander zurück?

Die Auftaktveranstaltung des Jahresthemas „Die Stimmen von Berlin“ hat im März 2017 gleich Lokales und Globales in den Blick genommen und in einer exemplarischen Auswahl Sprachen präsentiert, die den Berliner Sprachraum geprägt haben und deren Echo immer noch vernehmbar ist: vom Berlinischen zum Jiddischen, vom Französischen zum sogenannten Kiezdeutsch. Sie stellte die Frage nach historischen Sprach- und Kulturprägungen, aber auch nach den aktuellen Auswirkungen einer durch zahlreiche Migrationsbewegungen bis in die Gegenwart geprägten Stadt und rückte im Wesentlichen die identitätsstiftende Dimension der Sprache ins Zentrum.

Als Mittel des individuellen Ausdrucks ist Sprache im gleichen Maße Teil der eigenen Identität wie auch ein überindividuelles, strukturelles Gebilde. In der Sprache ist zugleich auch die Dimension des sprechenden Anderen eingeschrieben. Dies reflektierte schon Wilhelm von Humboldt in seinen zahlreichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten, dessen 250. Geburtstag die Akademie im Juni 2017 mit einer Reihe von Veranstaltungen gewürdigt hat: Die Alterität der Sprachen und im Sprechen formulierte Humboldt als eine grundlegende Dimension seines Sprachdenkens. An der ehemals Königlichen Akademie der Wissenschaften diskutierte Humboldt nicht nur die in der Sprache wirksame Dimension der Dualität von Sprecher und Hörer, er erkundete auch zahlreiche andere Formen sprachlicher Andersartigkeit: Die Themenvielfalt seiner Vorträge und Forschungsinteressen reichte von der Grammatik des Baskischen, der Sprachen der Südseeinseln bis zur Kawi-Sprache auf der Insel Java. Seine Forschungen verdeutlichen bis heute, dass Sprachen immer auch verschiedene „Weltansichten“ verkörpern und nur im Zusammenhang mit diesen verstanden werden können: Erst die Kenntnis der Sprachen erschließt kulturelle Vielfalt und

Foto: iStockphoto.com/Bakal



Eigentümlichkeit. Angesichts der Tatsache jedoch, dass ein großer Teil der derzeit noch etwa 7000 Sprachen vom Verschwinden bedroht ist, ist der globale kulturelle Verlust zu erahnen, der mit dem Untergang dieser sprachlich so unterschiedlich kodierten Weltansichten einhergeht. Welche Besonderheiten einige bedrohte Sprachen auszeichnen, wie sie dokumentiert und so wenigstens ansatzweise vor dem kompletten Untergang bewahrt werden können, beschäftigt das Jahresthema in seiner Veranstaltung „Bedrohte Sprachen" im November 2017 und in einer Ausstellung, die in Kooperation mit dem Museum für Kommunikation im Frühjahr 2018 stattfinden wird.

Vor allem durch die Öffnung neuer digitaler Kommunikationsformen müssen heute verstärkt die Regeln des sprachlichen Miteinanders neu ausgehandelt werden.

Das unwiderrufliche Verschwinden vieler Sprachen ist sicherlich das radikalste Symptom des ständigen Veränderungsdrucks, der auf alle Sprachen einwirkt. Die vielfältigen Transformationen der Sprache in unserer Zeit sind daher ein wesentlicher Aspekt, dem das Jahresthema Rechnung trägt. Da Sprache nie unabhängig von ihren Sprecherinnen und Sprechern gesehen werden kann, bilden sich in ihr unweigerlich gesellschaftliche Dynamiken ab. Unter anderem ist die gesellschaftliche Repräsentation der Geschlechter ein Thema, das sich in einer kontroversen Diskussion über sprachliche Formen niederschlägt: Worauf kommt es an – Gender oder Genus? Wie kommt das Geschlecht in die Sprache? Eine junge Generation hat sich in der Frühjahrsstaffel 2017 des Schülerlabors Geisteswissenschaften mit Fragen beschäftigt, die Grammatik und Gesellschaft gleichermaßen betreffen, und versucht, eigene Antworten darauf zu formulieren. Doch auch andere gesellschaftliche Veränderungen beeinflussen die Sprache: Nach einer ersten Untersuchung zu Reichtum und Armut des Deutschen nimmt der zweite „Bericht zur Lage der deutschen Sprache“, der von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften im Herbst 2017 herausgebracht wurde, die Vielfalt der deutschen Sprache in den Blick. Er zeigt, dass jugendsprachliche Wendungen, Dialekte und Regionalismen oder die sogenannte Migrantensprache neben dem, was allgemein als „Hochsprache“ bezeichnet wird, zum lebendigen Ausdruck des Deutschen gehören.

Herausforderungen warten aber auch auf Grund eines veränderten Kommunikationsverhaltens. Vor allem durch die Öffnung neuer digitaler Kommunikationsformen müssen heute verstärkt die Regeln des sprachlichen Miteinanders neu ausgehandelt werden. Phänomene wie „Fake news“ oder „Hate speech“, „Shit storms“ oder „Echo bubbles“ sind nicht nur für die private Mediennutzung zu einem Problem geworden, sondern beschäftigen mittlerweile auch die Gesetzgebung, die auf diesem Terrain mit der technologischen Entwicklung Schritt halten muss. Wie falsche Informationen im Netz entlarvt werden können, fragte das Jahresthema im September 2017 anlässlich der Podiumsdiskussion „Wer lügt im Netz? Von Bots, Trollen und anderen Akteuren“. Das breite und schnell unübersichtliche Informationsangebot erfordert jedoch nicht nur eine erhöhte Aufmerksamkeit im Hinblick auf das eigene Nutzungsverhalten, sondern führt auch dazu, dass kommunikative Prozesse sich verändern und angepasst werden müssen: Wie beispielsweise die Konsultation des allwissenden „Dr. Google“ den Arzt-Patienten-Dialog verändert, dieser Frage wird das Jahresthema im Mai 2018 nachgehen.

Die Auseinandersetzung mit der literarischen Sprache öffnet die Sicht auf das Feld der unbegrenzten Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks.

Der „Digital turn“ beinflusst auch die Kommunikation in den Wissenschaften, denn neue mediale Formate wie „Tweets“ und „Science Slams“ verlangen neue sprachliche Strategien für die Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte. Die Wissenschaft ist dabei ein herausgehobener Bereich, in dem die Digitalisierung einen grundlegenden Wandel in den Kulturtechniken des Lesens und Schreibens anzeigt. Insbesondere die Geisteswissenschaften, deren Gegenstände immer sprachlich modelliert und diskursiv vermittelt sind, müssen sich diesem Wandel stellen. Die Tagung „Kurz und gut!“ im Dezember 2017 widmet sich den neuen Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation für die Geisteswissenschaften. Aber auch in den Naturwissenschaften wird – jenseits der spezifischen formalen „Sprachen“ aus Abkürzungen, Symbolen und Gleichungen – die sprachliche Dimension, die jede

Wissenschaft in sich trägt, deutlich. Die Übersetzbarkeit von alltags- in fachsprachliche Ausdrücke ist sicherlich für jede Wissenschaftsdisziplin von Bedeutung. Darüber hinaus erschweren jedoch ebenso Begriffsbildungen an der Reibungsfläche zwischen Disziplinen selbst einen eindeutigen Diskurs über Fachgrenzen hinweg, ganz abgesehen von veritablen Übersetzungsproblemen, die bei der Übertragung von wissenschaftlichen Konzepten und Sachverhalten in eine andere Sprache entstehen.

In der schönen Literatur ist Sprache aus einer zweckbestimmten Alltagsverwendung herausgehoben; sie ist hier ästhetisch vermittelt und faszinierend – und vermag auf diese Weise doch auch wieder die Sicht auf die Welt und die Dinge in ihr zu verändern. So ist die Beschäftigung mit Literatur auch für das Jahresthema von Belang: Was genau aber macht einen literarischen Text aus und wie vermag eine poetische Sprechweise auch Erkenntnis zu vermitteln? Wie stellen die verschiedenen Sprechweisen, die poetische und die wissenschaftliche, die Welt dar? Welche wechselseitigen Bezüge lassen sich zwischen ihnen ausmachen und welches implizite Wissen enthält ein literarischer Text, der in einer bestimmten Sprache abgefasst ist, gegenüber seiner Übersetzung? Die Auseinandersetzung mit der literarischen Sprache öffnet die Sicht auf das Feld der unbegrenzten Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks. Nicht nur die Notwendigkeit lässt folglich den Menschen sprechen, sondern auch seine Begabung zur Freiheit: Ist hier womöglich der Ursprung der Sprache zu vermuten?

Auch die Beantwortung dieser Frage hat an der Akademie eine lange Tradition: Im Jahr 1772 veröffentlichte Johann Gottfried Herder seine Antwort auf die Preisfrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften nach dem Ursprung der Sprache mit einem Verweis auf die Tierwelt. Die „Besonnenheit", also die Fähigkeit, die Welt gedanklich zu erfassen, zeichnete, so Herder, die menschliche Sprache von Beginn an aus. Wenn aber schon der frühe Mensch, wie Herder seine preiswürdige Abhandlung provokativ einleitet, „schon als Tier" Sprache habe, so sind in aktueller biologischer Perspektive gerade die Kommunikationsfähigkeiten von Tieren interessant: Ist im Gesang der Vögel etwas der menschlichen Sprache ähnlich und gibt das Vogel-Genom darüber Aufschlüsse? Können Affen nicht doch – ein wenig – sprechen und denken wie wir? Oder stellt die menschliche Sprache einen evolutionären Sprung dar, der letztlich ein Geheimnis bleiben muss? Die Akademievorlesungen, die im Frühjahr 2017 der Biologie der Sprache gewidmet waren, stellten an den Anfang des Jahresthemas das immer noch gültige Staunen über diese menschliche Besonderheit.

Das Jahresthema möchte das neugierige Staunen über die Sprache in einem vielfältigen Programm immer wieder neu auf die Tagesordnung setzen und diesen so facettenreichen Gegenstand aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Perspektiven erörtern. Zusammen mit ihren Mitgliedern, Gästen und Partnern lädt die Akademie dazu ein, gemeinsam den Blick in den Spiegel der Sprache zu werfen.

SPRACHE JAHRESTHEMA 2017|18

Dr. Constanze Fröhlich *ist wissenschaftliche Koordinatorin des Jahresthemas 2017/18 „Sprache" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

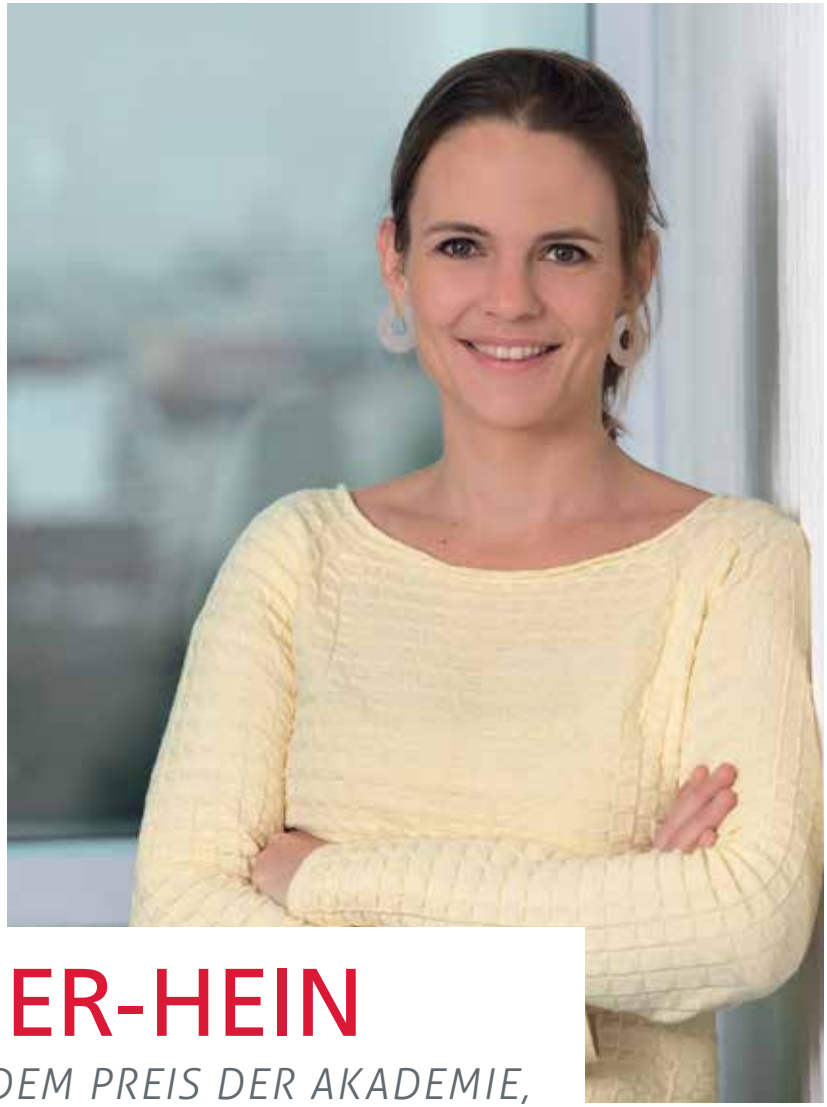


Foto: Tobias Schwerdt, Deutsches Krebsforschungszentrum

LENA MAIER-HEIN

AUSGEZEICHNET MIT DEM PREIS DER AKADEMIE, GESTIFTET VON DER MONIKA KUTZNER STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DER KREBSFORSCHUNG

Von Bernd Dörken

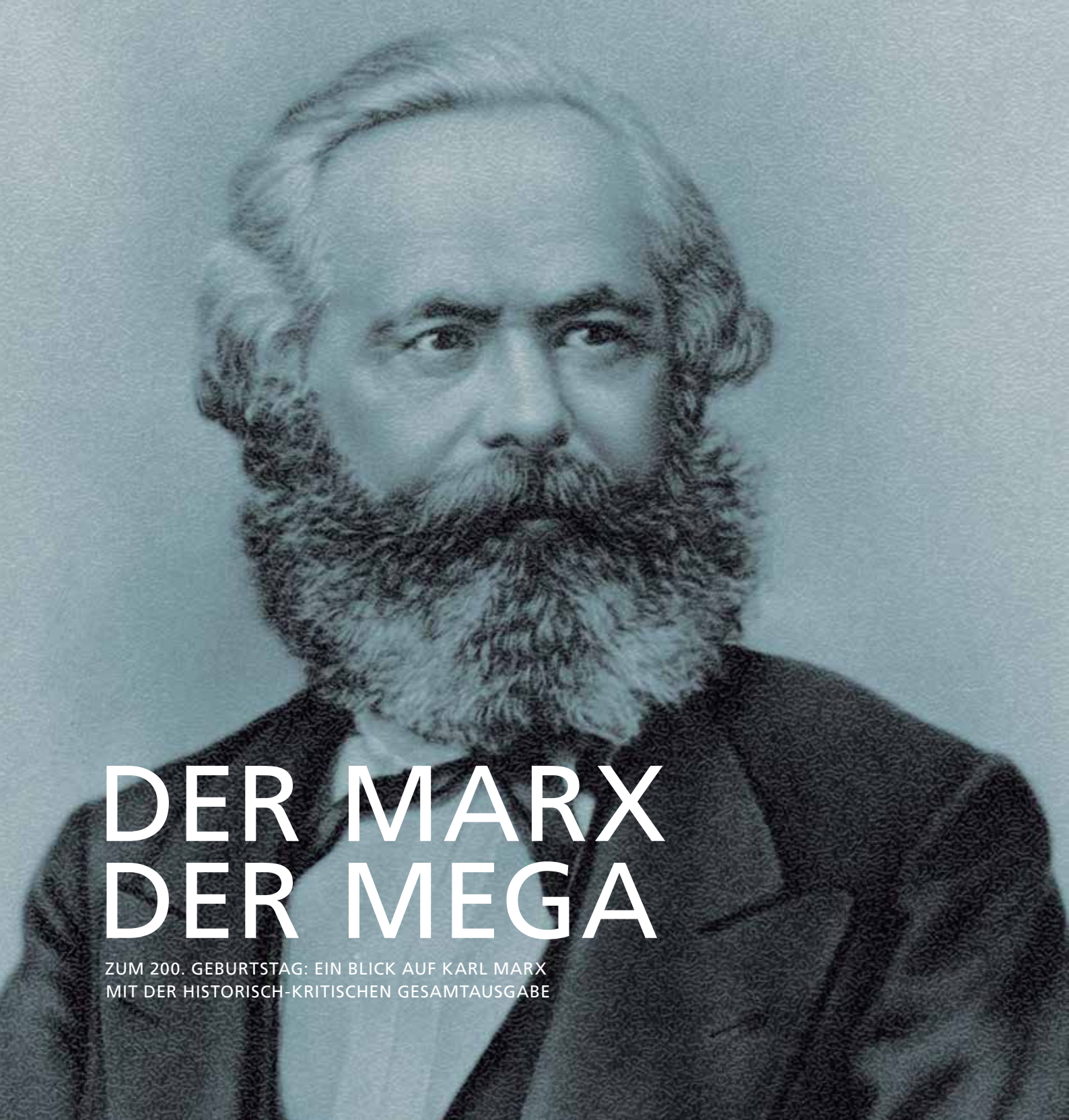
Lena Maier-Hein hat bei allen Ausbildungsabschlüssen Bestnoten erzielt. Nach dem High School Abschluss 1997 in den USA und Abitur mit Auszeichnung 1999 in Hamburg studierte sie Informatik am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und am Imperial College London. Nach ihrem Abschluss 2005 mit Auszeichnung als Diplom-Informatikerin erhielt sie ein Promotionsstipendium im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 1126 der Deutschen Forschungsgemeinschaft und hat dann ebenfalls am KIT mit Auszeichnung promoviert. Ihre Habilitation erlangte sie im Alter von 33 Jahren an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg im Fachbereich Medizinische Informatik. Von 2012 bis 2016 leitete sie eine Nachwuchsgruppe für Computer-assistierte Interventionen am Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ), Heidelberg. Seit 2016 ist sie W3-Professorin und Leiterin der Abteilung für Computer-assistierte Medizinische Interventionen am DKFZ.

Lena Maier-Hein, verheiratet und eine vierjährige Tochter, hat durchgängig in für dieses Forschungsfeld sehr anerkannten Journalen publiziert und kann mit 37 Jahren bereits auf ein Werk von 145 Publikationen verweisen. Sie wurde bereits mit einigen Preisen ausgezeichnet, darunter ist der Heinz Maier-Leibnitz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2013). 2017 erhielt Lena Maier-Hein den Preis der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, gestiftet von der Monika Kutzner Stiftung zur Förderung der Krebsforschung, für herausragende Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der computerassistierten, bildgesteuerten, minimalinvasiven chirurgischen Eingriffe zur Tumortherapie. Von ihr entwickelte Methoden ermöglichen das optimierte Zusammenwirken aus prä- und intraoperativ erhobenen Bilddaten, Navigationssystemen und Instrumenten.

Dieses Forschungsfeld ist klinisch höchst relevant für die „Perkutane interventionelle Onkologie", bei der Ablationssonden über eine direkte Punktion in den Tumor eingebracht werden. Die thermische Tumorablation durch Radiofrequenz- und Mikrowellensonden hat das Behandlungsspektrum der Tumormedizin erweitert. Die moderne Medizin profitiert immer mehr von anderen Wissenschaften, wie in diesem Zusammenhang der Ingenieurwissenschaft und der Informatik, und der Forschung in Grenzgebieten. Die Forschungsarbeiten von Lena Maier-Hein befassen sich mit der Anwendung von Algorithmen zur Optimierung der 3D-Modellierung, der Verbesserung der Genauigkeit von Navigationssystemen, der Informationsverarbeitung für intraoperative Entscheidungsunterstützungssysteme und der intraoperativen multimodalen Echtzeit-Bildgebung unter Verwendung neuer optischer und akustischer Technologien.

Aufgrund ihrer Forschungsergebnisse, ihrer zahlreichen eingeladenen Vorträge auf internationalen Konferenzen und durch ihr großes Engagement in wissenschaftlichen Gremien genießt Lena Maier-Hein international höchstes Ansehen.

Prof. Dr. med. Bernd Dörken *ist Direktor (im Ruhestand) der Medizinischen Klinik mit Schwerpunkt Hämatologie, Onkologie und Tumorimmunologie der Charité – Universitätsmedizin Berlin. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*



DER MARX DER MEGA

ZUM 200. GEBURTSTAG: EIN BLICK AUF KARL MARX
MIT DER HISTORISCH-KRITISCHEN GESAMTAUSGABE

Von Harald Bluhm

Nach Niklas Luhmann treten Klassiker im Laufe der Zeit in die Geschichte zurück. Jedoch bei Karl Marx scheint das nicht komplett zu gelten. Zwar wurde er nach dem Kollaps des Kommunismus 1990 beerdigt – man denke an den viel zitierten Satz des Politikers Nobert Blüm „Marx ist tot, Jesus lebt.", aber seit der Finanzkrise von 2007 bis 2009 gibt es wieder ein Revival. Wohin das neue Interesse führt, ist noch unklar, aber mit Blick auf den 200. Geburtstag am 5. Mai 2018 kann man weltweit eine Publikationsflut erwarten.

Ungeachtet aller Meriten, die Sekundärliteratur haben kann, bleibt es freilich am besten, Marx selbst zu lesen. Man sollte sich dabei von der gigantischen Wirkungsgeschichte, die er im 20. Jahrhundert hatte, nicht den Blick verstellen lassen, denn Marx ist primär im Kontext des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Will man ihn ernsthaft studieren, muss man zur „Marx-Engels-Gesamtausgabe" (MEGA) greifen. Sie wurde Anfang der 1970er Jahre in Ostberlin und Moskau begonnen, nach 1990 unter dem Dach der Internationalen Marx-Engels-Stiftung neu konstituiert und wird gegenwärtig in die mediale Welt des 21. Jahrhunderts transformiert.

Wenn man sich Werkausgaben zuwendet, dann spielen oft vorgefasste Vorstellungen über den Autor eine Rolle. Im Falle von Marx ist dies nicht selten die Annahme, dass es nur einen, den „wahren" Marx gibt. Viele Marx-Verehrer haben sich auf die Suche danach begeben, während Kritiker oft auf inverse Weise in ihm die Quelle allen kommunistischen Unheils ausmachen. Sinnvoller ist es im Gegensatz dazu, divergierende Lesarten des Werkes mit Spannungen und Brüchen im Œuvre zu unterstellen. Dann hat man rasch mehrere statt des einen Marx. Die seit 1992 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften edierte MEGA bietet, um sich selbst ein Urteil zu bilden und um Lesarten zu entfalten, den solidesten Zugang. In den vier Abteilungen der Ausgabe tritt uns nicht nur je nach Schaffensphase, man unterscheidet gerne das frühe, mittlere und späte Werk, ein anderer Marx entgegen, sondern er nimmt divergierende Rollen ein. Hinzu kommt, in den Bänden sind – was nur angedeutet werden kann – neue Einsichten und auch neues Material enthalten.

Die erste Abteilung der MEGA enthält Werke, Artikel und Entwürfe, wovon bisher 22 Bände erschienen sind, 10 stehen noch aus. Hier begegnet uns Marx als Philosoph, Historiker, Sozialwissenschaftler, Ökonom und Journalist. Man kann seinen Werdegang verfolgen und der Neuansatz in der Sozialtheorie, der gesellschaftliche Verhältnisse und das Eigentum prinzipiell ins Zentrum rückt, wird in vielen Varianten deutlich. Als eine der kompliziertesten Editionen hat sich die Manuskriptsammlung „Die deutsche Ideologie" erwiesen, die nicht, wie oft behauptet, als Buch, sondern im Rahmen einer Vierteljahresschrift publiziert werden sollte. Dieser gerade erschienene Band (I/5) setzt sich von lange wirksamen Lesarten ab und präsentiert, die Texte erstmals in ihrer authentischen Form, womit eine weitgehende Auflösung des berühmten Kapitels I zu Ludwig Feuerbach verbunden ist. Neues bietet auch der Band I/21, denn er enthält nicht nur die Schriften aus dem Zeitraum von 1867 bis März 1871, sondern dokumentiert das Agieren von Marx im Rahmen der internationalen Arbeiterassoziation anhand der Sitzungsprotokolle des General Council. In den Artikeln der „Neuen Rheinischen Zeitung" (I/7) sehen wir Marx als engagierten radikaldemokratischen Journalisten und Redakteur. Auch auf diesem Publikationsfeld gibt es erstaunliche Veränderungen, so wurden 125 Artikel

Will man ihn ernsthaft studieren, muss man zur „Marx-Engels-Gesamtausgabe" (MEGA) greifen.

Foto: bpk

neu als von Marx bzw. Engels identifiziert und 18 Artikel mussten nach Autorschaftsprüfung ausgesondert werden.

Die zweite Abteilung der Edition (23 Teilbände), 2013 abgeschlossen, enthält alle Schriften und Manuskripte, die im Zusammenhang mit dem „Kapital" stehen, das als „Hauptwerk" gilt. Marx begegnet uns hier als Ökonom, aber er ist zugleich Dialektiker, das macht seine komplexe Darstellung aus. In die Kritik der Politischen Ökonomie hat er sich früh verbissen und seit den 1850er Jahren in vielen systematischen Ansätzen daran gearbeitet. Immer wieder variiert er sein Konzept und revidiert auch den einen von ihm publizierten Band von „Das Kapital" (1867) mehrfach.

Marx scheitert an der selbstgestellten Mammutaufgabe einer ganzheitlichen und kritischen Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise.

In späten Manuskripten stellt er sogar sein Schlüsselgesetz, den tendenziellen Fall der Profitrate infrage. Wie wichtig werkgeschichtliche Einsichten sind, verdeutlicht schon der Umstand, dass der dritte Band des „Kapitals", den Engels ediert hat, aus Manuskripten besteht, die vor dem ersten Band verfasst wurden. Das berührt den Status des finalen, aber abgebrochenen Kapitels über den zentralen Begriff der Klassen. Deutungen, Marx hätte zuletzt an diesem Kapitel gearbeitet und es nicht fertigzustellen vermocht, treffen ebenso wenig zu wie die wohlwollende Sicht, das Klassenkonzept wäre ihm so klar gewesen, dass er sich die nähere Ausführung erspart habe.

Blickt man auf die Unmenge der ökonomischen Manuskripte und Variationen der Themen und Thesen, so scheitert Marx an der selbstgestellten Mammutaufgabe einer ganzheitlichen und kritischen Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise. Aber gerade dadurch tritt er als unermüdlicher Wissenschaftler hervor, der die eigenen Konzepte in Zweifel zieht. Zwar geht er nicht soweit, seine Geschichtsauffassung und deren Ökonomismus infrage zu stellen, aber systematisch werden im Spätwerk revolutionäre Erwartungen um evolutionistische Perspektiven, etwa einer beginnenden Vergesellschaftung des Kapitals in der Aktiengesellschaft, ergänzt.

Die dritte Abteilung enthält die Briefe von und an Marx und Engels – bisher 14 Bände. Marx erweist sich hier einesteils als Vertreter der bürgerlichen Briefkultur, der eine reiche Korrespondenz pflegt, in der politische, persönliche, literarische und soziale Fragen erörtert werden. Die Briefe zeigen einen vielseitig interessierten Verfasser, der sich im Umgang mit seinem Kompagnon Engels sehr offen äußert, ansonsten aber gerne taktiert. Marx agiert in den Briefen anderenteils auch als Netzwerker einer transnationalen Gegenöffentlichkeit. Geht es ihm doch darum, die seinerzeit außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehenden Proletarier, die kaum politische und soziale Rechte hatten, zu emanzipieren. Viele Briefe befassen sich mit Fragen der Organisation und Programmatik der Arbeiterbewegung, wobei sich harsche und differenzierte Urteile über deren Personal finden. Es ist zeitgemäß, dass die ausstehenden 20 Briefbände nun sukzessive ausschließlich online publiziert werden. Im Jahrgang 1866 kann elektronisch gestöbert und recherchiert werden.

Die vierte Abteilung bietet Exzerpte und Notizen. Erschienen sind bisher 14 Bände und 18 bleiben noch zu edieren. Die Vermutung, dieses Material sei nur für Expertinnen und Experten interessant, ist falsch wie schon wenige Hinweise verdeutlichen. So zeigt der 2016 publizierte Band IV/5 mit den Manchester-Heften, ökonomischen Exzerpten von 1845, dass der Weg, den Marx zu seiner ökonomischen Theorie gegangen ist, anfangs mehr über sozialis-

beta MEGAdigital | Editorische Hinweise | Kapitel | Briefe | Exzerpte | Register

Briefe im Jahr 1866

Briefwechsel insgesamt mit Karl Marx

Karl Marx an Friedrich Engels in Manchester. London, Mittwoch, 3. Oktober 1866

IISG, Marx-Engels-Nachlass, L 4464/L VI 596

Kritischer Text | Lesetext

| 3 Oct. 1866.

Lieber Engels,

Aus dem einliegenden Wechsel kannst Du abnehmen, welche Ebentheuer ich heut u. gestern hatte. Gestern war nicht der Verfalltag, wie Sawyer gesagt hatte. Der Aufschub von einem Tag wäre unter andern Umständen angenehm gewesen, wurde aber unter gegebnen Umständen bös. Als gestern Dein Brief kam, ging ich sofort, da nichts zu versetzen, zu unserm Bäcker Whithers u. pumpte 1 £ von ihm. Aber nun kömmt heut Morgen der Wechsel u. sind es 48 l. 15 d. statt, wie ich glaubte, 46 £. Es war natürlich mein Fehler, daß ich mir die Summe nicht notirt hatte. Ich glaubte, Sawyers hätte die von mir ~~gezahlten~~ gezahlte u. auch im vorigen Wechsel nicht ~~abgezogenen~~abgezogene Proprietor Tax (die gesetzlich auf ihn fällt) abgezogen. Dem war nicht so. (Die ganze Geschichte geht ihm also für das nächste Quartal ab.) Daher mein Irrthum mit den £ 46. Heut Morgen um 9 Uhr ward der Wechsel schon präsentirt u. ich entdeckte mit Horror, daß ich um 2 l 15 d. zu kurz war. Que faire? Ich sagte dem Billpräsentirer, er solle warten (bei uns), ich müßte Geld wechseln gehn. Es blieb nichts übrig als zu dem braven Bäcker zurückzukehren, der ein sehr langes Gesicht schnitt, indem ich von wegen seiner Naturallieferungen hoch in der Kreide stehe. Indeß exekutirte er sich.

Ad vocem Trémaux: Dein Urtheil „daß an seiner ganzen Theorie nichts ist, weil er weder Geologie versteht noch der ordinärsten Literatur-historischen Kritik fähig ist" kannst Du fast wörtlich bei Cuvier in seinem „Discours sur les Révolutions du Globe" gegen die Lehre von der Variabilité des espèces | wieder finden, wo er sich lustig macht u.a. über deutsche Naturphantasten, die Darwins Grundidee ganz aussprachen, so wenig sie dieselbe beweisen konnten. Dieß verhinderte jedoch nicht, daß Cuvier, der ein grosser Geolog u. für einen Naturalisten auch ein ausnahmsweiser Lit.hist. Kritiker war, im Unrecht, u. die Leute, die die neue Idee aussprachen, im Recht. Trémaux' Grundidee über den Einfluß des Bodens [[obgleich er natürlich historische Modificationen dieses Einflusses nicht veranschlagt, u. zu diesen historischen Modificationen rechne ich selbst auch die chemische Veränderung der Bodendecke durch Agrikultur etc. ferner den verschiednen Einfluß.

Zeugenbeschreibung und Textgeschichte

Absender
Karl Marx

Empfänger
Friedrich Engels

Zeugenbeschreibung
Der Brief besteht aus einem Bogen dünnem, weißem Papier im Format 270 × 214 mm. Die erste Seite hat Marx vollständig beschrieben, die dritte zur Hälfte, die übrigen zwei Seiten sind leer. Schreibmaterial: schwarze Tinte.

Von Eduard Bernsteins Hand: Nummerierung des Briefes bzw. der beschriebenen Seiten: „53,1" bzw. „53,2".

Die Beilage („dem einliegenden Wechsel") ist nicht überliefert.

Weitere Überlieferung
Erstveröffentlichung: Bw 3 (1913), S. 348/349.

Anmerkungen zum Brief
Marx beantwortet Engels' Brief vom 2. Oktober 1866 (Engels an Marx, 2.10.1866). Engels antwortete ihm am 5. Oktober 1866 (Engels an Marx, 5.10.1866).

(Georges) Cuvier: Discours sur les révolutions du globe avec des notes et un appendice d'après les travaux récents de MM. de Humboldt, Flourens, Lyell, Lindley, etc. Réd. par Hoefer. Paris 1863. S. 141. Marx benutzte diese Ausgabe im ersten Band des „Kapitals"; siehe Karl Marx: Das Kapital. Bd. 1. Buch 1. Hamburg 1867. S. 503 (MEGA² II/5. S. 418).

Schließen

Der digitale Briefwechsel mit Zeugenbeschreibung, Erläuterungen und Verknüpfungen, http://MEGAdigital.bbaw.de

tische Schriftsteller wie Francis Bray und Linksricardianer verläuft, als über ökonomische Klassiker wie Adam Smith und David Ricardo. Die jüngst erstmals publizierten Krisen-Hefte von 1857 (IV/14) dokumentieren, wie akribisch Marx die damaligen Ereignisse verfolgt hat. Zudem gilt, Marx ist generell ein großer Freund des Exzerpierens, der

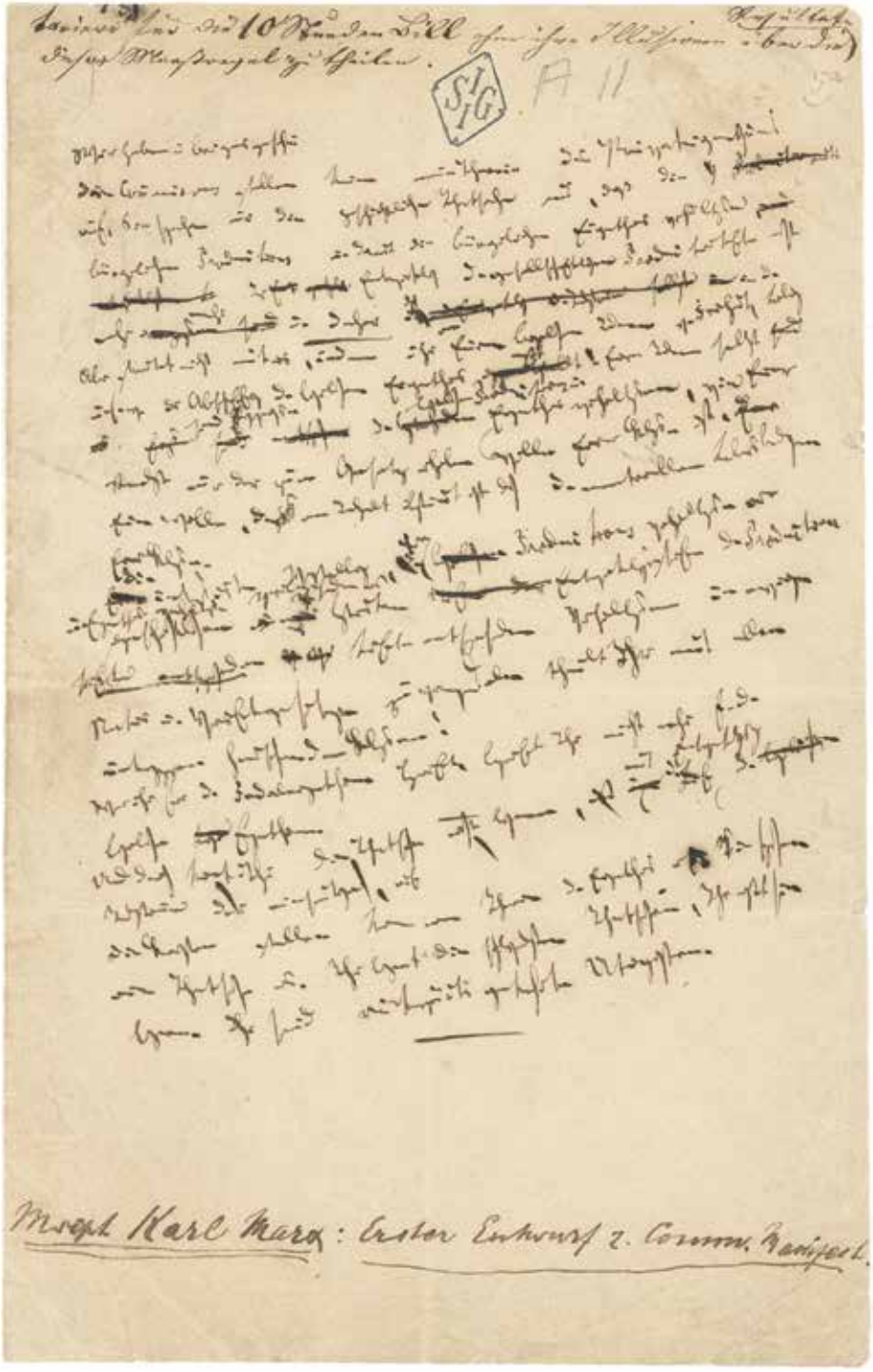
Dabei fällt generell auf, dass sein Glaube an die Wissenschaft und die mit ihr mögliche Gestaltung der Gesellschaft völlig ungebrochen ist.

sich in schwer entzifferbarer Handschrift des Gelesenen vergewissert und die Lektüre oft mehrfach kommentiert. Diese Arbeitsweise kennzeichnet ihn seit seiner Studienzeit und man kann ihm, wenn man die Exzerpte liest, bei der Arbeit gleichsam über die Schulter schauen. Schließlich wüssten wir kaum etwas über Marxens Denken, da er seit Mitte der 1870er Jahre nichts mehr veröffentlicht hat, wenn es nicht die Exzerpte gäbe, sieht man einmal von den Briefen ab. Wer den späten Marx mit seinen außerordentlich breit gestreuten Interessen (Geologie, Chemie, Elektrotechnik, Mathematik) kennenlernen will, ist auf diese Schriften angewiesen. In den nächsten Jahren sind als Bücher noch die fehlenden Londoner-Hefte der ersten Hälfte der 1850er Jahre und zwei weitere Bände zu erwarten, die schon lange geplant und vorbereitet sind; alle anderen Materialien werden digital ediert.

Kritik ist das Leitmotiv von Marx und er realisiert sie vielfältig. Es gibt die immanente und externe theoretische Kritik, die Quellenkritik, die Kritik im Handgemenge mit Konkurrenten, die politische Kritik, Polemik und beißenden Spott, Attacken auf Zeitgenossen, die sich zum Teil überschlagen, wie bei Pierre-Joseph Proudhon oder Max Stirner. Sprachmächtig und ein Stilist eigener Art ist Marx mit Sicherheit. So haben viele seiner Texte einen dramaturgischen Aufbau, da sind Rätsel und Geheimnisse zu lösen, Scheinformen und Ideologen zu entlarven. Zudem prägte er viele eingängige Formeln, wie jene von der „Waffe der Kritik, die durch die Kritik der Waffen" zu ergänzen sei oder jene von der „Religion als Opium des Volkes". Als Autor mit starken Überzeugungen, der die Hegel'sche Dialektik nutzt und empirisch mit Daten unterfüttert, reizt Marx zur Stellungnahme und lockt die Leserinnen und Leser aus der Reserve. Dabei fällt generell auf, dass sein Glaube an die Wissenschaft und die mit ihr mögliche Gestaltung der Gesellschaft völlig ungebrochen ist. Schon Michail Bakunin, sein anarchistischer Zeitgenosse, hat ihm daher vorgeworfen, die Kirche durch die Wissenschaft ersetzen zu wollen, was zu neuem Dogmatismus und Autoritarismus führt.

Gleichgültig wie viele Marxe bzw. wie viele seiner Rollen man erkennt oder ob er als ein später Universalgelehrter, der sich vieles autodidaktisch angeeignet hat, zu begreifen ist – an den heute mehr denn je breit verfügbaren Quellen sollte man nicht vorbeigehen. Die MEGA dient weltweit als die Standard- und Referenzausgabe für nahezu alle jüngeren Editionen und legt so die Grundlagen, auf denen die Deutungen ruhen sollten, die zum Jubiläum des berühmten Bärtigen aus Trier erscheinen werden.

Prof. Dr. Harald Bluhm *hat den Lehrstuhl für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg inne. Er ist Projektleiter des Akademienvorhabens „Marx-Engels-Gesamtausgabe" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*



Die einzige überlieferte Manuskriptseite von Karl Marx für das „Manifest der Kommunistischen Partei". Sie gehört seit Juni 2013 zum Weltdokumentenerbe der UNESCO und befindet sich im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam.

Foto: IISG, Amsterdam

Foto: DMR, Andreas Schloetzel

FRAGEN AN

DÖRTE SCHMIDT

***Prof. Dr. Dörte Schmidt** ist seit 2016 Ordentliches Mitglied der Geisteswissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Sie ist Musikwissenschaftlerin und vertritt das Fach seit 2006 als Professorin an der Universität der Künste Berlin. Neben ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit engagiert sie sich für die forschungs- und kulturpolitischen Dimensionen ihrer Disziplin u. a. als Präsidentin der Gesellschaft für Musikforschung und als Mitglied im Präsidium des Deutschen Musikrats.*

Wie haben Sie die Musikwissenschaft für sich entdeckt?
Durchs Machen. Während meines Musikstudiums gehörte es dazu, eine musikwissenschaftliche Examensarbeit zu schreiben. Auf den ersten Blick ganz pragmatisch wählte ich mit Bernd Alois Zimmermanns „Ekklesiastischer Aktion" einen Gegenstand, der mich beim Mitspielen musikalisch beeindruckt hatte – und landete vermittelt über meine akademischen Lehrer unversehens im Nachlass des Komponisten im Hause seiner Familie. Die Arbeit dort mit den noch völlig unerforschten Quellen war nachhaltig.

Was sind Schwerpunkte Ihrer Forschung und woran arbeiten Sie aktuell?
Musikgeschichte der Neuzeit, Zeitgeschichte der Musik, Musikphilologie; im Moment liegt ein Schwerpunkt neben der Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe auf einem Projekt über die Folgen des Exils und die Voraussetzungen der Musikkultur der Nachkriegszeit.

Welche ist Ihre wichtigste Veröffentlichung?
Immer die, an der ich gerade arbeite.

Wie kommt man als Musikwissenschaftlerin auf neue Ideen?
Indem man die Augen und die Ohren aufsperrt.

Wo sehen Sie neue Herausforderungen und Impulse in der Musikwissenschaft der nächsten Jahre?
Zu den wichtigsten Zukunftsaufgaben gehört der Aufbau einer nachhaltigen digitalen Infrastruktur für den Bereich der Musik, die auch über das engere akademische Feld hinaus in der Musikkultur wirksam werden kann, damit Digitalisierungsvorhaben in- und außerhalb des akademischen Bereichs in der Musik breit nachnutzbar werden. Dazu ist es notwendig, tragfähige, dauerhafte und öffentlich getragene Strukturen der Langzeitverfügbarhaltung und -archivierung für die spezifischen Bedürfnisse der Musik an der Schnittstelle zwischen Museen, Bibliotheken, Wissenschaft und IT-Entwicklung aufzubauen. Die Bedingungen der Natur- und Lebenswissenschaften und ihre Bedürfnisse an Veröffentlichungsstrukturen und Forschungsdatensicherung sind nicht ohne Weiteres auf digitalisierte Kulturgüter und die mit ihnen arbeitenden Anwendungen übertragbar. Vor allem, und hier müssen Musikkultur – Urheber wie Verlagswesen – und Musikwissenschaft Hand in Hand gehen, gilt es ausreichend flexible, Urheber wie Wissenschaft respektierende Konzepte für das Rechtemanagement nicht-profitorientierter und öffentlich finanzierter digitaler Projekte im Bildungs-, Wissenschafts- und Kulturbereich zu entwickeln.

Was muss gute Wissenschaft leisten können?
Sie ist eine Möglichkeit, sich den Erscheinungen der Welt gegenüberzustellen, sich an ihnen zu reiben und den produktiv scheiternden Versuch zu wagen, sie mit den zur Verfügung stehenden Erkenntnismöglichkeiten zu erfassen. Und: Sie muss über den eindimensionalen Glauben an empirische Evidenzen hinaus die Kraft des begründeten Arguments gegenüber dem Populismus der Meinung behaupten.

Die Kraft des begründeten Arguments gegenüber dem Populismus der Meinung behaupten

Das BBAW-Jahresthema 2017|18 ist der Sprache gewidmet. Welche Rolle spielt Sprache für Sie als Wissenschaftlerin?
Sprache ist und bleibt mein Medium.

Was geben Sie jungen Menschen, die sich für Musikwissenschaft interessieren, mit auf den Weg?
Augen und Ohren aufsperren!

ZWISCHEN MORALISCHEM IDEAL UND POLITISCHER WIRKLICHKEIT

EIN WERKSTATTBERICHT DER INTERDISZIPLINÄREN ARBEITSGRUPPE „INTERNATIONALE GERECHTIGKEIT UND INSTITUTIONELLE VERANTWORTUNG“

Der tote syrische Junge Aylan Kurdi. 120 Quadratmeter große Wandmalerei von Justus Becker und Oguz Sen am Frankfurter Osthafen.

Foto: Frank C. Müller, CC BY-SA 4.0

Von Detlef von Daniels

Die Forderung nach Gerechtigkeit ist allerorts zu hören: Demonstranten auf dem G 20-Gipfel fordern eine gerechte Weltordnung, Donald Trump kündigt das Pariser Klimaschutzabkommen, um einen Fair Deal für Amerika zu verhandeln, und die polnische Regierung fühlt sich durch die Kritik der EU an ihrer Justizpolitik zu Unrecht an den Pranger gestellt. Fast scheint es, als käme die wissenschaftliche Diskussion über internationale und globale Gerechtigkeit, die die politische Theorie seit nunmehr über zwanzig Jahren dominiert, nur als Farce auf die politische Bühne. Jedoch bleibt keine Zeit für Politikverdrossenheit. Denn zugleich erinnert das Bild des ertrunkenen syrischen Jungen an der türkischen Küste daran, dass in der teils schrillen öffentlichen Diskussion nicht bloß Machtkämpfe ausgetragen werden, sondern dass ihr unsagbares Leid und auf allen Seiten das Gefühl einer moralischen Bedrängnis zu Grunde liegen.

Fast scheint es, als käme die wissenschaftliche Diskussion über internationale und globale Gerechtigkeit nur als Farce auf die politische Bühne.

Vor diesem Hintergrund wurde im Juni 2016 die interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Internationale Gerechtigkeit und institutionelle Verantwortung“ ins Leben gerufen. Das Thema scheint sehr breit angelegt zu sein, gewann jedoch schon in der ersten Hälfte der Laufzeit durch die beteiligten Personen und spezifische Forschungsfragen sehr schnell an Kontur. Ein erster Schwerpunkt der Diskussionen lag auf dem Thema Migration. Die politischen Debatten scheinen in Europa einem klaren Muster zu folgen: Auf der einen Seite des Spektrums stehen als grundsätzlich migrationsfreundliche Staaten Schweden sowie die Bundesrepublik, auf der anderen Seite die

migrationsskeptischen Visegrád-Staaten. Die Südländer, insbesondere Italien und Griechenland, haben nach wie vor die Hauptlast bei der Bewältigung der Neuankömmlinge zu tragen. Angesichts der sogenannten Migrationskrise 2015 hat sich gezeigt, dass bestehende Regelungen wie das Dublinverfahren eine gerechte Lastenverteilung innerhalb Europas nicht gewährleisten können. Welche Beiträge können vor diesem Hintergrund theoretische oder gar philosophische Überlegungen leisten?

Zunächst gilt es, sich dem grundlegenden moralischen Dilemma zu stellen. Dies lässt sich anhand eines Gedankenexperiments verdeutlichen. Wenn ich an einem Sommertag am See stehe und sehe, dass ein Kind im Begriff ist zu ertrinken und ich es nur deswegen nicht rette, weil ich mir nicht meine Kleidung nass machen möchte, so handle ich offensichtlich unmoralisch und mache mich nach deutschem Recht sogar strafbar. Ist es also eine unabweisbare Forderung der Moral, deutlich mehr Anstrengungen zu unternehmen, um Flüchtlinge im Mittelmeer zu retten und den vielen anderen Flüchtlingen in Not zu helfen? Dafür scheinen auf den ersten Blick nicht nur die Moral, sondern auch unsere Verfassungsordnung zu sprechen, die neben dem Grundrecht auf Asyl auch vielfältige völkerrechtliche Verpflichtungen zum Schutz der Menschenrechte beinhaltet.

Auf diese Herausforderung suchten im Rahmen eines Workshops im Dezember 2016 zum Thema „Justice, State, Migration" verschiedene Referenten nach Antworten. Den Anfang machte der britische politische Philosoph David Miller. Er ist als Verteidiger der „nationalen Selbstbestimmung" als eigenständigem politischem Wert bekannt geworden. Dennoch argumentiert auch er auf der Basis schwacher kosmopolitischer Prämissen. Er geht daher davon aus, dass menschenrechtliche Grundsätze prima facie für alle Menschen auf der Welt unabhängig von ihrem Geburts- oder Aufenthaltsort gleichermaßen gelten. Allerdings folgt aus dem liberalen Grundsatz der Gleichheit nicht, dass keinerlei Unterschiede zwischen Menschen diesseits und jenseits einer Grenze gemacht werden dürfen, genauso wenig, wie sich aus dem liberalen Grundsatz der Freiheit ableiten lässt, dass jegliche Beschränkung von Bewegungsfreiheit illegitim ist. Denn Freiheitsrechte gelten, so David Miller, nie absolut. Vielmehr sind sie immer eingelassen in eine voraussetzungsvolle Sittlichkeit, in der bestehende Rechte und Interessen vermittelt sind. In westlichen Wohlfahrtsstaaten gehört dazu insbesondere ein breites Spektrum an Wohlfahrtsleistungen, das durch Steueraufkommen finanziert werden muss und auf fortwährende Unterstützung durch die Staatsbürgerinnen und -bürger angewiesen ist. Daher sind nach Miller Zuwanderungskontrollen unverzichtbar, wenn ein in sich stimmiges und umfassendes Netzwerk von Sozialleistungen, die die menschlichen Grundbedürfnisse abdecken, eingerichtet und erhalten werden soll.

Im Gegensatz zur kommunitaristischen und liberal-nationalistischen Ausrichtung Millers, geht Julian Nida-Rümelin von einem dezidierten republikanischen Kosmopolitismus aus. Er betont zunächst, dass aus Sicht eines republikanischen Kosmopolitismus die Grundfrage sei, wie Staaten verfasst sein müssen, damit politisches Handeln effektiv sein kann. Damit sind – in Nachfolge der Überlegungen Kants – staatliche Strukturen von vornherein in kosmopolitische Überlegungen mit einbezogen. Allerdings ist effektives Handeln nicht notwendig an Nationalstaaten gebunden, sondern kann und sollte wo immer möglich von supranationalen Institutionen wahrgenommen werden. Trotz des Primats des Republikanismus bleibt aber der moralische Imperativ des Kosmopolitismus, Ungerechtigkeiten und insbesondere Ungleichheiten nach Möglichkeiten aufzuheben, bestehen. Hier macht Julian Nida-Rümelin darauf aufmerksam, dass das Argument über Gleichheit verschiedene Deutungen zulässt. Für die im weltweiten Maßstab geringe Zahl von Migrantinnen und Migranten, die es nach Europa schaffen, ist dies oft mit einem Wohlfahrtsgewinn verbunden.

Foto: iStockphoto.com/imaginima

Es ist offensichtlich, dass bei großen oder grenzüberschreitenden Fragen Einzelstaaten schnell überfordert sind.

Allerdings trägt dies nicht unbedingt zum Abbau von Ungerechtigkeiten auf der ganzen Welt bei. Denn in Einwanderungsländern erleiden typischerweise die schwächsten Mitglieder einer Gesellschaft Wohlfahrtseinbußen, da diese mit Migranten um Jobs im Niedriglohnbereich konkurrieren und ebenfalls auf knappe Ressourcen des Wohlfahrtsstaates angewiesen sind. Aber auch im internationalen Maßstab ist Migration nicht einfach eine Forderung von Gerechtigkeit als Gleichheit. Denn aus Armutsregionen oder Bürgerkriegsgebieten können oft nur die relativ Wohlhabenden, Gesunden und Starken migrieren, wohingegen die ärmsten und schwächsten Mitglieder einer Gesellschaft, die am ehesten unsere Hilfe und Unterstützung verdient hätten, in einer Gewalt-, Abhängigkeits- und Armutsspirale gefangen bleiben. Diese skeptischen Einwände, die David Miller und Julian Nida-Rümelin betonen, strukturieren so die moralische und politische Fragestellung, ohne jedoch den humanitären Impuls zu negieren.

Ausführlich ist diese wissenschaftliche Debatte in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie (Heft 4/2017) dokumentiert. Was folgt daraus aber nun für die öffentlich-politische Diskussion? Zunächst einmal nur der Imperativ, genau hinzuschauen, also die sozialen Spannungen, Identitätsbildungen und Argumentationsmuster unvoreingenommen zu analysieren. Durch die beteiligten Vertreterinnen und Vertreter der Sozialwissenschaften und der Rechtswissenschaft wird das in den Diskussionen der interdisziplinären Arbeitsgruppe immer wieder eingefordert. Auf dem Workshop zur Migration spitzte der niederländische Soziologe Ruud Koopmans die Diskussion zu, indem er für ein „Recht der Mehrheit" plädierte, die eigenen Wertvorstellungen in der Öffentlichkeit symbolisch darzustellen, auch wenn es anderen unverständlich oder sogar verletzend erscheinen mag. Es stehen in solchen Fällen Rechts- und Identitätsbildungen gegeneinander, die sich nicht mehr ohne weiteres in einem juristischen Diskurs auflösen lassen.

In den Diskussionen der Gruppe wird der juristische Diskurs in jedem Fall nicht bloß als gegebenes Faktum aufgenommen, sondern als eigenständige Dimension der Wirklichkeitskonstruktion, an der sich ebenfalls politische Strategien und Spannungen in der Weltgesellschaft ablesen lassen. Auch das lässt sich am Beispiel des Migrationsdiskurses verdeutlichen. Dort wird auf Seiten migrationsfreundlicher Aktivisten oft ein Recht auf Migration ins Spiel gebracht. Auf völkerrechtlicher Ebene findet dies aber, wie Christian Tomuschat verdeutlichte, keine Unterstützung, nicht einmal bei Ländern, die wirtschaftlich von den hohen Beträgen an Rücküberweisungen von Migrantinnen und Migranten profitieren. Der juristische Diskurs ist also weder angewandte Moralphilosophie noch bloßer Ausdruck von Interessen, sondern eine eigenständige Realität, die es zunächst wahrzunehmen gilt.

Welche Beiträge können theoretische oder gar philosophische Überlegungen leisten?

Aber auch nach der soziologischen und juristischen Aufklärung bleibt die Frage: Was tun? Natürlich kann die Arbeitsgruppe nicht die Probleme der Welt lösen. Die Befassung mit der Migrationsthematik diente vielmehr als Beispiel, um zu zeigen, wie philosophische Grundsatzreflexion mit soziologischer und juristischer Expertise zusammen gespannt werden kann. Ziel der Arbeitsgruppe ist es, auf diesem Weg Empfehlungen für politische Entscheidungsträger zu formulieren.

Bei vielen Problemen internationaler Gerechtigkeit stellt sich nicht nur die Frage „Was tun?“, vielmehr geht es konkreter darum „Wer kann etwas tun?“. Es ist offensichtlich, dass bei großen oder grenzüberschreitenden Fragen Einzelstaaten schnell überfordert sind. Aber Hinweise auf die internationale Gemeinschaft oder konkreter auf die EU als nach wie vor mächtigster supranationaler Akteur bleiben leer, wenn nicht ein Weg aufgezeigt werden kann, wie Akteure handlungsfähig werden können. Ein weiterer Schwerpunkt der Diskussionen in der Gruppe ist daher die Rolle der EU nach dem Brexit. Dabei geht es nicht nur um die Formulierung von Zielvorstellungen, sondern auch ganz konkret um Wege, Initiativen voranzubringen. Eine aussichtsreiche Idee ist, dass sich nach dem Ausscheiden Großbritanniens aus der EU, ein neues südliches Führungstrio aus Deutschland, Frankreich und Italien bilden könnte, aus dem für viele Mitgliedsstaaten akzeptable Reformvorschläge hervorgehen könnten. Die wissenschaftliche Begleitung dieser Prozesse steht auf der Agenda für die zweite Hälfte der Laufzeit der Arbeitsgruppe.

Dr. Detlef von Daniels *ist wissenschaftlicher Koordinator der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Internationale Gerechtigkeit und institutionelle Verantwortung“ der Berlin-Brandenburgsichen Akademie der Wissenschaften.*

VOM HANDWERK DES KOMPONISTEN ZUM HANDWERK DER EDITOREN

DIE „BERND ALOIS ZIMMERMANN-GESAMTAUSGABE“ UND DIE ZUKUNFT DER MUSIKEDITION

Von Dörte Schmidt

„Wenn hier an dieser Stelle vom Handwerk des Komponisten die Rede sein soll, so wird in eigener Sache gesprochen: mit der Vorsicht freilich desjenigen, der sich darüber im Klaren ist, daß wir in einer Zeit leben, die denkbar verschiedene Ansichten sowohl vom Handwerk des Komponisten als auch von diesem selbst hat", schreibt Bernd Alois Zimmermann in einem Rundfunkmanuskript aus dem Jahr 1968 mit dem Titel „Vom Handwerk des Komponisten". Etwas später im Text bestimmt Zimmermann „Komponieren, das Zusammensetzen, das Machen also von Musik als rein handwerkliche[n] Prozeß" und fügt hinzu: „hier sei das Wort ‚handwerklich' mit aller Bewußtheit gesetzt – [es] bedeutet im strengen Sinne zunächst nichts weiter als Ordnung schaffen im musikalischen Material, einen Rechenschaftsbericht über die kompositorischen Unternehmungen des Werkes vorlegen." Zimmermann bringt seinen Handwerksbegriff als Einspruch gegen denjenigen seines direkten Kollegen und ‚Konkurrenten' Karlheinz Stockhausens in Stellung. Dieser versteht „Handwerk" als „Ausbildung von Fähigkeiten [...], eine Vorstellung in eine effektive Ordnung umzusetzen", und verbindet dies in seinem 1963 im Rahmen der Schriftenausgabe erstmals publizierten Essay zur „Situation des Handwerks" mit der Forderung nach „Widerspruchslosigkeit zwischen Ordnung im Einzelnen und im Ganzen", das heißt struktureller Immanenz. Solcher Forderung nach Widerspruchslosigkeit setzt Zimmermann seinen Handwerksbegriff geradezu als praktisches Korrektiv entgegen und kommt darin Arnold Schönberg sehr nahe (der den Begriff in der Einleitung zu seiner 1911 publizierten „Harmonielehre" so prominent wie provokant als Korrektiv zu einer „schlechten Ästhetik" ins Spiel gebracht hatte). Handwerk erzeugt, darin ist sich Zimmermann mit Schönberg einig, jene Erschütterungen im nach Kohärenz strebenden ästhetischen oder theoretischen System, die am Ende zum Motor von Kunstproduktion werden.

Zimmermann misstraut der Haltbarkeit Kohärenz verheißender Systeme schon früh, aufgrund einer Diagnose der geschichtlichen Lage. In einem Brief an den Dirigenten Hans Rosbaud bemerkt er angesichts der Reaktionen auf die von Rosbaud geleitete Uraufführung der „Sinfonie in einem Satz" 1952: „Ich bin den Konsequenzen, die sich aus der jetzigen geistigen Situation ergeben, nicht ausgewichen, und kann es nicht als meine Schuld ansehen, dass wir in einer Zeit leben, die vom apokalyptischen Sturm geschüttelt wird, und der fast alle geistigen Grundlagen fehlen, die einer ruhigen ästhetischen Evolution dienlich sind. Das ist so, und man kann sich dem nicht entziehen, ob man will oder nicht. Das bedeutet den Verzicht auf die geistige und stilistische Geborgenheit einer intakten Epoche und bedingt damit ausdrucksmäßige Verschiebungen, die das Ästhetische zwangsläufig verändern."

Handwerk als spezifisches und gesellschaftlich reflektiertes Weltverhältnis

Offenbar geht es Zimmermann bei dem explizit handwerklichen Zugriff auf das so in Bewegung geratene Material um „eine Verankerung in der greifbaren Realität" – wie Richard Sennett es in seinem Buch über das „Handwerk" formuliert. Wenn der Soziologe und Philosoph dort die Frage aufwirft, „was das Herstellen konkreter Dinge [in diesem Fall musikalischer Werke] über uns selbst verrät", meint er dies nicht individualistisch, sondern sieht – wie Zimmermann auch – in der Perspektive auf das Handwerk ein spezifisches und gesellschaftlich reflektiertes Weltverhältnis. Eben dies kann, auch wenn man Sennetts pragmatistischen Ansatz nicht in allen Facetten teilt, gleichermaßen für den philologischen Zugriff auf Zimmermanns Komponieren geltend gemacht werden, wenn man ihn versteht als Suche nach einem „angemessenen Umgang mit materiellen Dingen", also Textquellen, „und konkreten Praktiken", den diesen zugrundeliegenden kompositorischen Verfahren –

Foto: © Schott Music Promotion

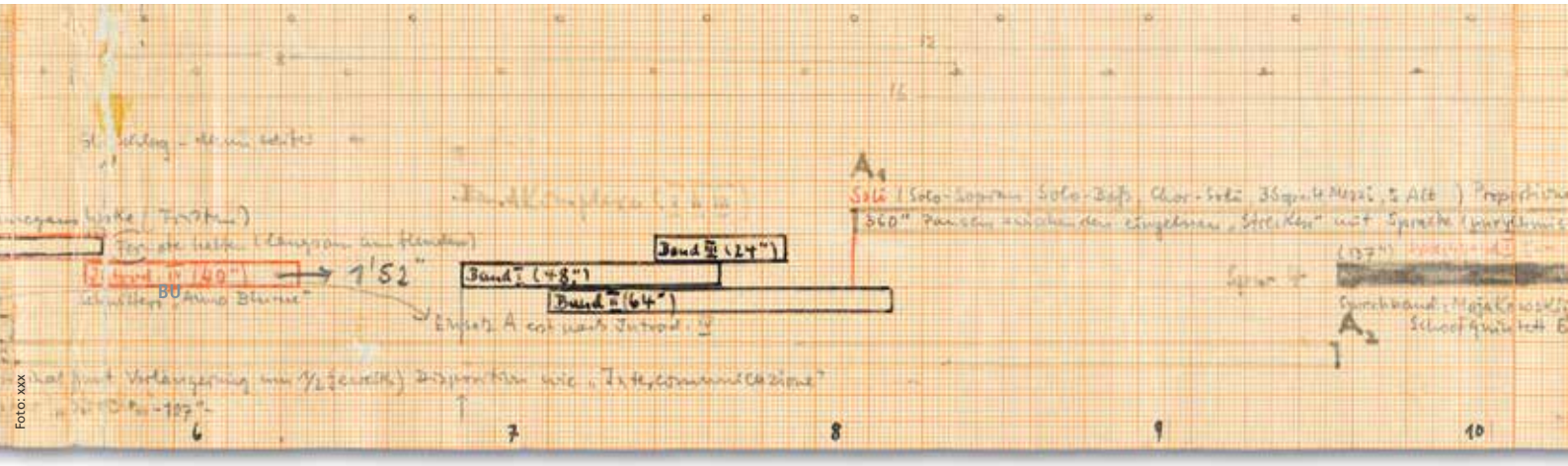
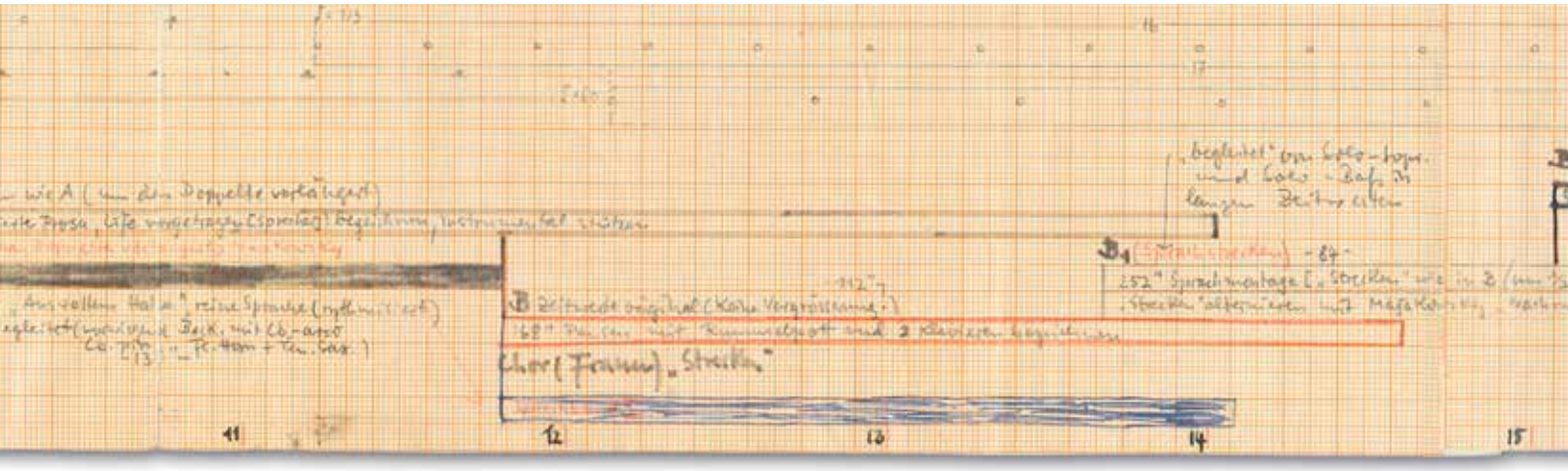


Foto: xxx

Verlaufskizze der Komposition „Requiem für einen jungen Dichter", im Original ein Leporello von 4 Meter Länge.
Bernd-Alois-Zimmermann-Archiv, Akademie der Künste Berlin; Reproduktion mit freundlicher Genehmigung von Bettina Zimmermann, Köln

genau deshalb könnte man in dem eingangs zitierten Satz den Komponisten durch die Editoren ersetzen, ohne dass er seinen Sinn verlöre. Das Edieren wird in gewisser Weise zum Komplement des Komponierens.

Angesichts der Komplexität, Vielfältigkeit und des bemerkenswerten Umfangs des Zimmermann'schen Schaffens sprechen gerade die ästhetischen und schaffensgenetischen Bedingungen dieses Œuvres klar für eine Gesamtedition: Zimmermann hinterließ oftmals nicht nur verschiedene Fassungen seiner Werke, sondern griff Elemente und Strukturen aus bereits abgeschlossenen Kompositionen immer wieder in neuem Zusammenhang auf, schrieb sie gleichsam in einer Art work in progress fort und erprobte sie unter immer neuen Bedingungen. Die starke Vernetzung der Werke untereinander lässt mit den Grenzen zwischen sogenannter „angewandter" und „autonomer" Musik auch die Mediengrenzen durchlässig werden. Zeittypisch und bis heute ästhetisch wie auch editorisch relevant ist der damit einhergehende Wandel in der Auffassung des Kunstwerk- wie des Autorbegriffs. Sowohl die Durchlässigkeit ästhetischer Hierarchien als auch das Verhältnis zwischen Einzelwerk und Gesamtœuvre zeigen, wie deutlich sich Zimmermann von den traditionellen, hierarchischen ästhetischen Kategorien des 19. Jahrhunderts entfernt hat, indem er eine Kompositionstechnik anstrebt, „die der Vielschichtigkeit unserer musikalischen Wirklichkeit Rechnung trägt". Bei allem Festhalten an der existentiellen Dimension von Kunst nimmt er – und dies gerinnt im Begriff des Handwerks –

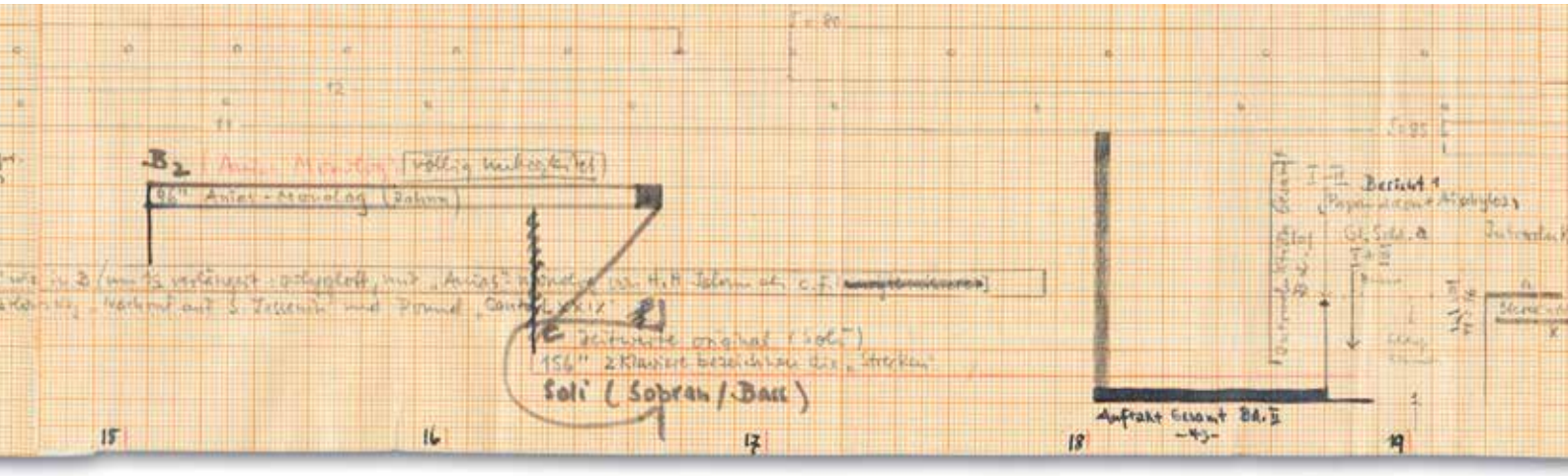


eine gewissermaßen mutwillig pragmatische Haltung zwischen den Sphären der Kunst und des Gebrauchs ein, die zum einen eine geradezu subversive Gegenposition zu emphatisch-esoterischen künstlerischen Standpunkten ermöglicht (etwa jenem Stockhausens), zum anderen bemerkenswerte experimentelle Freiräume eröffnet. Im Falle Zimmermann, so könnte man zuspitzen, liefert gerade das auf den ersten Blick traditionelle Konzept der Gesamtausgabe ein progressiveres Bild seines Schaffens, als es eine Auswahl-Ausgabe könnte, die der Gefahr, den ästhetischen Standpunkt auf eine doch etwas angestaubte und in der Tradition des Denkmalgedankens beheimatete „Meisterwerk"-Idee zu reduzieren, nur schwer entgehen kann. Gerade als Gesamtausgabe kann die Zimmermann-Edition einen grundlegenden Impuls

Zimmermann griff Elemente und Strukturen aus bereits abgeschlossenen Kompositionen immer wieder in neuem Zusammenhang auf.

setzen in der Debatte über die Perspektiven musikalischer Editionen für die Musik des 20. und 21. Jahrhunderts. Ist es doch vor allem dieser Zeitraum, in dem die ästhetische Idee der Autorschaft und der Status des („Werk"-) Textes auch in der Musik selbst zum Thema werden. Und eben jetzt erlauben es die technischen Möglichkeiten der digitalen Edition, die Editionskonzepte auf die individuellen Positionen einzelner Künstlerinnen und Künstler in diesen Fragen zuzuschneiden. Die besondere Vernetzung der Zimmermann'schen Werke untereinander sowie die mediale Vielfalt der Quellen – die von Notenhandschriften über graphische Darstellungen, Tonbandmitschnitte und Zuspielbänder bis hin zu einer rein elektronischen Komposition reicht – stellt ein geradezu ideales Erprobungsfeld für das

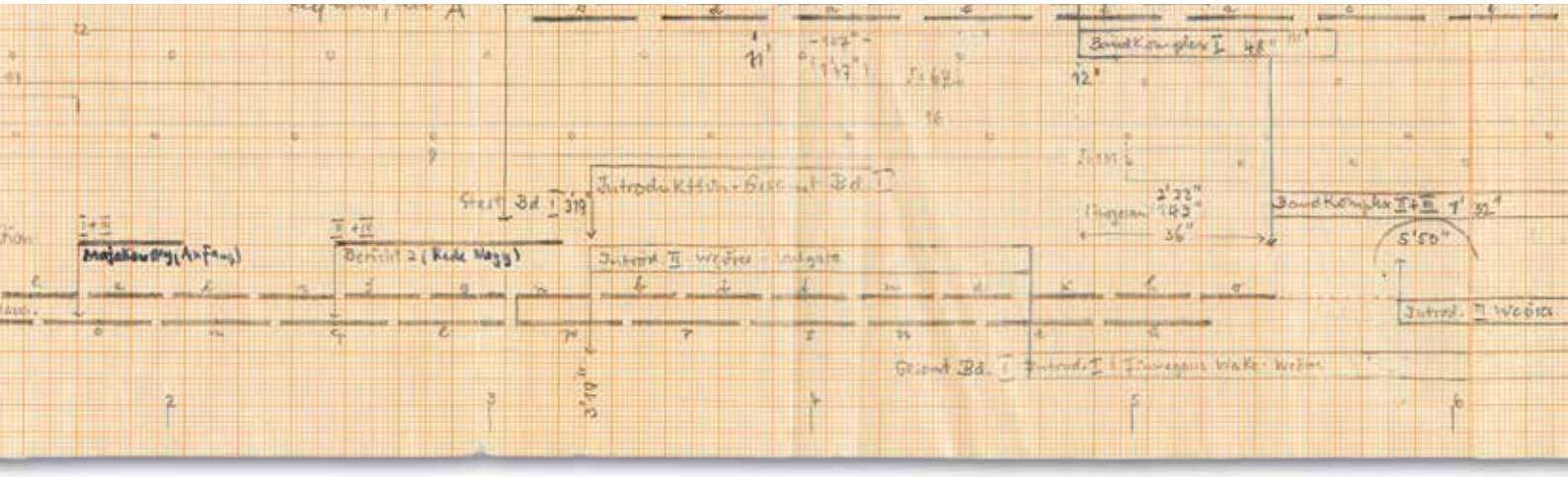
Die in den letzten Jahren entwickelten digitalen Editionstools werden nun erstmals für die Musik nach 1945 weiterentwickelt.

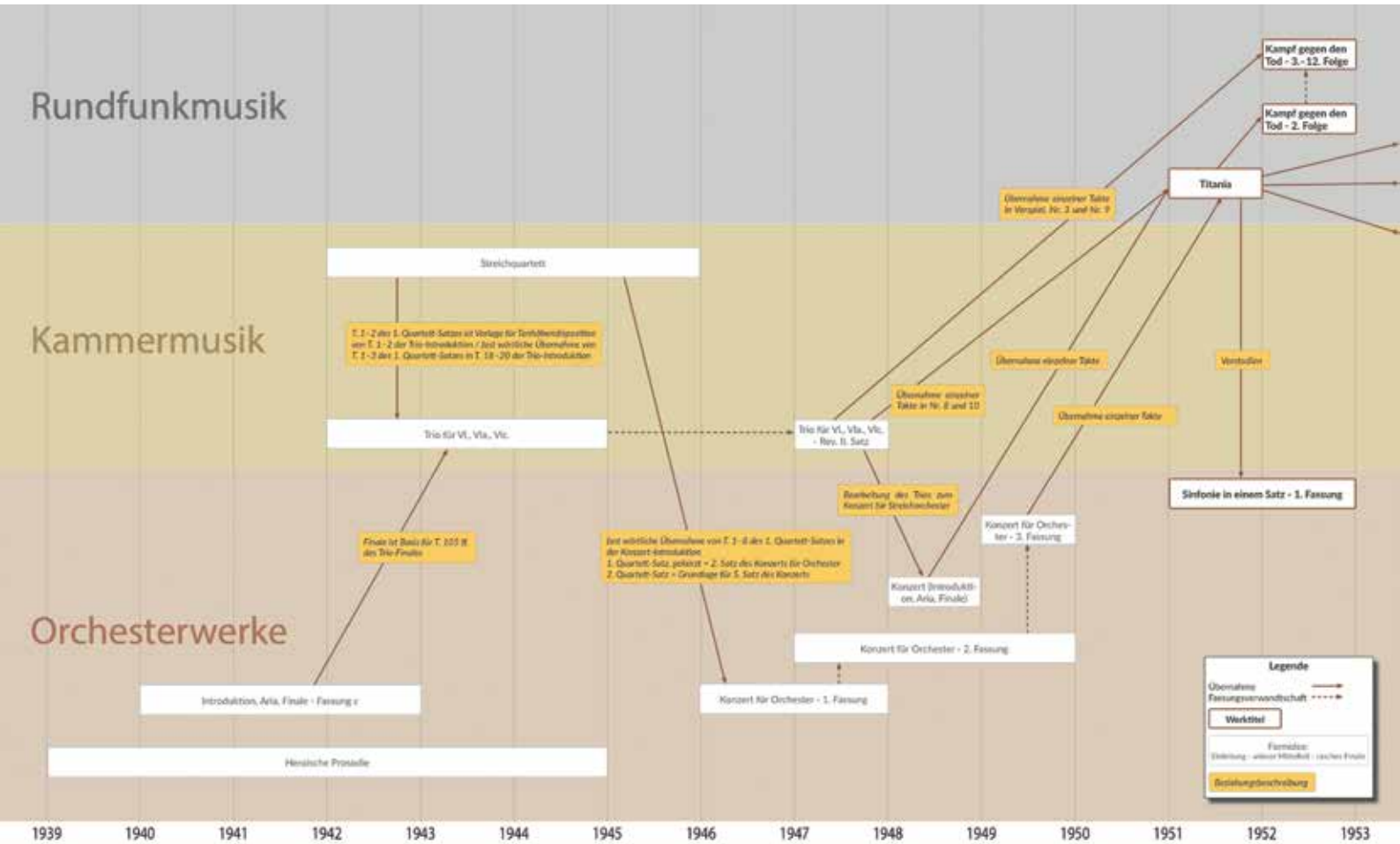


Instrumentarium einer digitalen, internetbasierten Edition dar. Hier besteht in vielerlei Hinsicht die Chance, eine produktive Zusammenarbeit zwischen Kunst, Wissenschaft, Archiven und Verlagswesen im digitalen Feld zu etablieren und damit die Zukunft dieser technisch wie rechtlich so vieldimensionalen Interaktion aktiv und modellhaft zu gestalten.

Im Zuge der Edition der Werke von Bernd Alois Zimmermann können die in den letzten Jahren entwickelten digitalen Editionstools nun erstmals für die Musik nach 1945 mit ihren medialen und notationstechnischen Anforderungen weiterentwickelt werden. Durch die im Rahmen des Archivs der Akademie der Künste von Klaus Ebbeke und Heribert Henrich bereits geleistete Quellenrecherche und -erschließung, die in dem 2013 bei Schott in Mainz erschienenen monumentalen Werkverzeichnis gipfelte, eignet sich Zimmermann hierfür auch aus pragmatischer Perspektive ganz besonders, weil so eine weitgehende Konzentration auf die editorische Arbeit selbst möglich sein wird.

Der charakteristischen doppelten Perspektive auf das Zimmermann'sche Œuvre als hochgradig vernetzter Gesamtorganismus einerseits und als Reihe mit emphatischem Kunstanspruch aufzuführender Einzelwerke andererseits trägt die Edition durch ihre hybride Anlage Rechnung, die aus einer Druckausgabe und einer digitalen, internetbasierten Edition besteht. Die gedruckten Bände werden den kritischen Aspekt der Edition eines aufführbaren Notentextes akzentuieren und vor allem





Vernetzung der Werke innerhalb des Schaffens von Zimmermann am Beispiel von Streichtrio und Streichquartett, erstellt von den Arbeitsstellen der „Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe" anlässlich der Aufführung beider Werke im Rahmen der Projekteröffnung im November 2016.

die Informationen bereitstellen, die für die musikalische Praxis sowie ein darauf ausgerichtetes wissenschaftliches Interesse relevant sind. Hierfür ist immer wieder auch die Zusammenarbeit mit aufführenden Musikerinnen und Musikern unverzichtbar. Dass diese die Fragen, die das Material ihnen im Blick auf die Aufführung stellt, immer wieder mit den Editorinnen und Editoren teilen, ist angesichts dieser doppelten Perspektive mehr als wertvoll; Aufführungen leiten so gleichsam zum Kern auch der editorischen Arbeit. Die digitale Edition dagegen wird mehr auf Genese wie Vernetzung der Werke untereinander ausgerichtet sein und so den Ansprüchen eines vertieften, insbesondere quellenorientierten Forschungsinteresses dienen.

Wenn, wie Zimmermann für sich konstatiert, Komponieren Rechenschaft ablegt über die kompositorischen Unternehmungen des Werkes, und damit ebenso über Autorbegriff wie über Textverständnis, dann verlangt dies der editorische Zugriff auf ein solches Komponieren in doppelter Weise. Die in der aktuellen Philologie-Debatte der Literaturwissenschaften stark gemachte Idee, dass gerade die schwierigen Stellen unser Denken über die Welt bereichern, also solche, die sich einer kohärenten Deutung entziehen – sei sie philologisch, hermeneutisch oder ästhetisch –, findet hier ihre künstlerische Entsprechung und wird damit zur Herausforderung für Interpreten wie Editoren. Darin erweist sich die ästhetische Relevanz dieses Editionsvorhabens, wie sie Carl Dahlhaus bereits 1967 anlässlich des Erscheinens des ersten Bandes der Schönberg-Gesamtausgabe konstatiert und mit traditionellen Vorstellungen konfrontiert hat: „Das Vorurteil, Gesamtausgaben seien Denkmäler, denen man mit verlegener Pietät begegnet – verlegen, weil sie zur Verbreitung der bekannten Werke überflüssig und zur Rettung der unbekannten fast immer untauglich erscheinen – ist ebenso irrig wie unausrottbar", schrieb er damals programmatisch in der Neue-Musik-Zeitschrift „Melos" – und das gilt bemerkenswerterweise noch immer. Vielleicht ist es kein Zufall, dass wir zu Beginn der Zimmermann-Ausgabe mit Dahlhaus nicht nur immer noch diese Diagnose, sondern überdies wieder die „gleichzeitig jähe und beinahe schockhafte Erinnerung daran" teilen, „dass uns vom Geburtsjahr des Komponisten fast ein Jahrhundert trennt" und – so muss man ergänzen – vom Beginn der Schönberg-Ausgabe fast 50 Jahre, auch wenn heute die Arbeitsstellen beider Ausgaben im Hause der BBAW nur durch wenige Stockwerke getrennt sind. Als Komponisten des 20. Jahrhunderts repräsentieren sie beide ihrem jeweiligen historischen Ort geschuldet auf verschiedene Weise eine Autorvorstellung, die mit dem Blick auf das Gesamtwerk geradezu rechnet – insofern bilden sie eine gute Basis, um das Konzept der Gesamtausgabe ihren ästhetischen Voraussetzungen entsprechend zu denken.

Prof. Dr. Dörte Schmidt *ist Professorin für Musikwissenschaft an der Universität der Künste Berlin. Sie ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und leitet mit dem durch die BBAW und die Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, gemeinsam getragenen Akademienvorhaben „Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe" das erste Editionsprojekt im Akademienprogramm, das sich der Musik nach 1945 widmet. Das Vorhaben wird durchgeführt in Kooperation mit dem Schott Verlag, der Akademie der Künste Berlin, dem Westdeutschen Rundfunk und dem Zentrum Musik - Edition - Medien an der Hochschule für Musik Detmold/Universität Paderborn.*

Foto: Archiv der BBAW, Stephan Fölske

PORTRÄT EINES KRITISCHEN GEISTES

DER JUNGE WISSENSCHAFTLER FRIEDRICH VON RAUMER 1817 IN ROM

Von Christiane Claus

Seit 2008 gehört ein Ölgemälde zur Porträtsammlung des Akademiearchivs, das den Historiker, Politiker und Verwaltungsjuristen Friedrich Ludwig Georg von Raumer (1781–1873) im Alter von 36 Jahren zeigt. Es ist das einzige bekannte Bildnis in Öl Friedrich von Raumers und im Flur des Archivs im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt zu sehen. Gemalt wurde es 1817 in Rom von Adolf Senff (1785–1863), der dort in der „Casa Buti", einem Künstlerquartier des 19. Jahrhunderts, in der Via Sistina 48 lebte. Das Porträt ist rückseitig eigenhändig vom Künstler mit „Adolph Senff p." in Rot signiert und auf Mai 1817 datiert. Es ist ein typisches Werk aus dessen früher Romzeit, in der er zwischen klassizistischen Idealen und romantischer Neigung schwankte. Der 1785 in Halle an der Saale geborene Senff, der sich erst 1809, nach Abschluss eines Theologiestudiums, ganz der Kunst und Malerei zuwandte, hatte sich bereits in Leipzig einen Namen als Porträtmaler gemacht, bevor er ab 1816 32 Jahre lang in Rom lebte und arbeitete. In der berühmten „Casa Buti", in der 1801 auch Wilhelm von Humboldt mit seiner Frau Caroline gewohnt hatte, fand er Unterkunft

und gleichzeitig Kontakt zu vielen dort ansässigen preußischen Künstlern. Enge Verbindung und Freundschaft pflegte er auch zu dem bekannten dänischen Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844), der ebenfalls in der von Camillo und Anna Maria Buti geführten Künstlerherberge sein Atelier hatte. Berühmt wurde Senff vor allem als „Raffaele dei fiori", als „Blumenraffael", für seine späteren Blumenbilder.

Friedrich von Raumer und Adolf Senff begegneten sich während einer von Raumers Studienreisen, die ihn in den Jahren 1815 bis 1817 durch Deutschland, die Schweiz und bis nach Italien führten. Bereits 1801 hatte Raumer sein Studium der Rechts-, Kameral- und Staatswissenschaften und der Geschichte in Göttingen und Halle abgeschlossen. Nach verschiedenen Ratstätigkeiten folgte er dem Ruf als Professor für Staatswissenschaften an die Breslauer Universität und lehrte ab 1819 Staatswissenschaften und Geschichte an der Universität in Berlin, dessen Rektor er von 1822 bis 1823 und 1842 bis 1843 war. Mit seinem sechsbändigen Werk „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" machte er sich einen Namen in der damaligen Wissenschaftslandschaft Preußens. Am 18. Juni 1827 wurde Raumer zum Ordentlichen Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Im Zuge seiner Mitgliedschaft war er von 1841 bis 1847 Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse. Raumer galt als politisch und gesellschaftlich ambitioniert und fiel immer wieder mit provokanten und kritikreichen Reden und Aufsätzen auf. Schon während seiner Ratstätigkeiten war er durch seine liberale und reformorientierte Haltung in Konflikt mit den Obrigkeiten geraten. So wurde er beispielsweise 1828 zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er öffentlich die preußische Ständeordnung kritisiert hatte und eine von ihm gehaltene Rede zum 25-jährigen Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1822, in der er sich für eine konstitutionelle Monarchie einsetzte, durfte nicht gedruckt werden. Auf der jährlich im Januar stattfindenden Friedrichssitzung der Akademie kam es 1847 dann zum Eklat: Friedrich von Raumer hielt in seiner Funktion als Vorsitzender Sekretar der Akademie eine Rede über das Toleranzedikt Friedrichs des Großen. In einigen Passagen seiner Rede übte er an dem anwesenden Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), König von Preußen, deutliche Kritik, womit er endgültig den Unwillen des Königs auf sich zog. Dieser reagierte nicht nur verärgert

Friedrich von Raumer und Adolf Senff begegneten sich während einer von Raumers Studienreisen, die ihn in den Jahren 1815 bis 1817 durch Deutschland, die Schweiz und bis nach Italien führten.

auf Raumer selbst, sondern auch auf die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften. Aus Rücksicht auf den Ruf der Akademie legte Raumer daraufhin sein Amt als Sekretar sowie seine Mitgliedschaft nieder. Politisch blieb er weiterhin aktiv. Während der März-Revolutionen des Jahres 1848 war er mit einem Mandat in der Frankfurter Nationalversammlung aktiv. Nach weiteren Reisen in den 1850er Jahren nach Frankreich, England, die USA und noch einmal nach Italien starb Raumer 1873 im Alter von 92 Jahren in Berlin. Mit dem Ölporträt des 36-jährigen Friedrich von Raumer hat das Akademiearchiv seit einigen Jahren ein Gemälde in seinem Bestand, das an ein politisch engagiertes Mitglied erinnert.

Christiane Claus *hat Germanistik und Philosophie studiert und arbeitet im Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.*

Fotos: BBAW, Judith Affolter

Foto: BBAW

COLLEGIUM PRO ACADEMIA

Die Bedeutung der Wissenschaft für die Entwicklung der modernen Gesellschaft ist unumstritten. Wer in Wissenschaft investiert, investiert in die Zukunft. Diese Überzeugung veranlasste im Jahre 1993 sieben Persönlichkeiten auf Initiative von Edzard Reuter zur Gründung eines Fördervereins für die kurz zuvor neukonstituierte Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Inzwischen zählt das Collegium pro Academia unter Vorsitz von Friede Springer über 200 Mitglieder, darunter namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Foto: BBAW

Die Collegiumsmitglieder begegnen bei den Akademischen Causerien im Journalistenclub der Axel Springer AG führenden Vertretern aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Sie werden persönlich eingeladen zu den Festsitzungen und zum öffentlichen Programm der Akademie. Ohne die Förderung durch das Collegium pro Academia wären Kooperationsveranstaltungen wie die im Zweijahresrhythmus stattfindende Ernst Mayr Lecture, der Salon Sophie Charlotte oder Publikationen im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Akademie nicht oder nur bedingt realisierbar. Persönliche Buchpatenschaften ermöglichen regelmäßig in beachtlichem Umfang die Restaurierung kulturhistorischer Schätze des Archivs und der Bibliothek der Akademie.

Collegium pro Academia

Förderverein der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften e. V.
Vorsitzende: Friede Springer

c/o Leiterin des Präsidialbüros:
Dr. Karin Elisabeth Becker
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Tel.: 030/20 370-241
Fax: 030/20 370-622
E-Mail: collegium@bbaw.de
→ http://collegium.bbaw.de

Die Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung wurde 1894 von Elise Wentzel zugunsten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen. Als Dank und Anerkennung für die beachtliche Förderung wurde Elise Wentzel mit einer Ehrenmitgliedschaft der Akademie ausgezeichnet und war damit nach Katharina der Großen das zweite weibliche Akademiemitglied. Seit 1992 kommen die Stiftungsmittel der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zugute. Gefördert werden Forschungsprojekte, Tagungen, Workshops und Publikationen der Akademie, wie aktuell die Entwicklung eines Webdesigns für den Relaunch des „Thesaurus Linguae Aegyptiae“, ein Projekt des Akademienvorhabens „Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache“, sowie der „Salon Sophie Charlotte“.

HERMANN UND ELISE GEBORENE HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG

Die Fördertätigkeit der Stiftung kann auf vielfältige Weise unterstützt und durch Zustiftungen auch für die Zukunft gesichert werden. So wird aus Mitteln des Marianne und Heinz Duddeck Fonds u. a. das Projekt „Alexander von Humboldt im Netz“ ermöglicht. Und aus diesem Fonds wurde auch ein im Rahmen des Jahresthemas 2017|2018 „Sprache“ veranstaltetes Symposium aus Anlass des 250. Geburtstages von Wilhelm von Humboldt gefördert.

Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung

Vorsitzender des Kuratoriums:
Prof. Dr. Hans-Jörg Rheinberger
Vorstand: Renate Nickel
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-241
Fax: 030/20370-622
E-Mail: heckmannwentzel@bbaw.de

→ http://hws.bbaw.de

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Veranstaltungszentrum

Leiterin: Ulrike Roßberg
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-200
Fax: 030/20 370-666
E-Mail: rossberg@bbaw.de

→ http://veranstaltungszentrum.bbaw.de

Das hochmoderne und elegante Veranstaltungszentrum der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ist durch die exklusive Lage am Gendarmenmarkt ein begehrter Ort für unterschiedlichste Veranstaltungen. Nach seiner Errichtung im Jahr 1902/1903 beherbergte das Gebäude, in dem heute die Wissenschaft verkehrt, zunächst die Preußische Seehandlung, die spätere Preußische Staatsbank. Im Jahr 2000 wurden der historische Kassensaal der Bank und die angrenzenden Räumlichkeiten nach höchsten Ansprüchen rekonstruiert und umgebaut.

VERANSTALTUNGS-ZENTRUM

Der lichtdurchflutete und vollklimatisierte Leibniz-Saal, der edle, holzgetäfelte Einstein-Saal sowie die weiteren Konferenzräume des Veranstaltungszentrums werden vorrangig für wissenschaftliche Tagungen, Konferenzen und Vorträge, aber auch für Empfänge in repräsentativem Ambiente genutzt. Ob Kongresse der Berliner Universitäten und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung oder Konferenzen zahlreicher Stiftungen und Unternehmen der Wirtschaft – sie alle finden mit den edlen Sälen der Akademie den passenden Rahmen. Die nach individuellen Wünschen bestuhlbaren und mit modernster Ton- und Projektionstechnik ausgestatteten Räumlichkeiten können sowohl für große Veranstaltungen als auch für kleine Seminare modular angemietet werden.

Für die Rahmenorganisation und das Catering steht ein professionelles Team mit zuverlässigem Service und langjähriger Erfahrung bei der Betreuung von Veranstaltungen zur Verfügung.

Foto: BBAW, Judith Affolter

Installation der Künstlerin Lisa Schmitz mit Text von Hannah Arendt „Über die Revolution“

IMPRESSUM

Herausgeber
Der Präsident der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel

Redaktion
Gisela Lerch
Andreas Schmidt

Grafik und Layout
Thorsten Probst
www.angenehme-gestaltung.de

Druck
Druckerei Conrad, Berlin

Bildnachweise
Titel: Salon Sophie Charlotte 2017
Foto: BBAW, Judith Affolter

Rückseite:
links: BBAW, Angelika Fischer
Mitte: BBAW
rechts: BBAW, Holger Kupfer

Adressen
Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Standort Unter den Linden:
Unter den Linden 8
10117 Berlin

Standort Potsdam:
Am Neuen Markt 8
14467 Potsdam

www.bbaw.de

Trotz umfangreicher Bemühungen von Seiten der Akademie ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Rechteinhaber des Bildmaterials ausfindig zu machen. Rechtlich nachweisbare Ansprüche sind bei der Akademie geltend zu machen.

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2017.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers.
ISBN 978-3-939818-77-9

Die Akademiegebäude am Gendarmenmarkt, Unter den Linden in Berlin und Am Neuen Markt in Potsdam

www.bbaw.de

ISBN 978-3-939818-77-9